

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 5060 73	Best. ZS/A2 /g
Rep.	Kat.

Thorwald - Material:

- 1) Anhang NN.: Berichte (*alphabetisch nach Orten u. Sachverhalt*)
- 2) Anhang verschiedene Einzeldokumente:
 - a) AS. gKdos. Schreiben Guderians an Reinhardt vom 9.11.44
 - b) AS. aus dem Gau-Befehl Nr.19a/44 von Erich Koch
 - c) Aufrufe und Bekanntmachungen der Roten Armee und des polnischen Vizewojwoden.

FHS
SPEZIAL-POST

Anhang 1: N.N. Berichte

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

1 A
14. Sept.
Sindem
?
damit endet die Bildberichterstattung über meine Kriegserlebnisse während des Zweiten Weltkrieges. Die Ereignisse nehmen von nun an einen immer schnelleren Verlauf und treiben mit Riesenschritten dem Höhepunkt der Krise und der totalen Niederlage des Reiches zu. Für Aufnahmen blieb keine Zeit mehr.

Zunächst hatte ich das große Glück, im Dezember 1944 als Gasthörn auf einen Lehrgang für N.G. Frags. Hrs nach der Erdensbürg Erössung bei Fahrenburg im Sommerbad. zu werden. Bot sich doch so Gelegenheit, Bntk dort zū treffen und wieder einmal dem unbarmherzigen Krige 4 Wochen ungetrübten Glücks zu stehen. Für den Lehrgang blieb weniger Zeit; allerdings versäumte ich nicht! 18

2 / 09 - 4

Heilig. Mund verstellte wir in meines Vermuttes Wohnung. Unversess-
lich bleiben wir die strahlenden Blauängen des kleinen Manns,
den glücklich über die Richter am Baum war im A. d. d. d. d.
nicht bewachte, wie wenig Manni und Pappi ihm dieser that
schweren konnten. Am 26. XII. wies es für mich, Abschied in
nehmen von meinen liebsten Menschen. Es fiel mir schwerer
als sonst: um es Rith nicht noch schwerer zu machen, müßte sie
in Haide bleiben und in der Dunkelheit des frühen halben hinter-
morgens sah ich mit der Kleinbahn nach Gütersloh, von dort mit
J. F. Gütern über Berlin, Toren, Deutsch-Lepkau nach Ziechenau. Dort
stand mein treuer Kraftfahrers Richtigts bereits mit dem Kofferwagen
am Bahnhof.

Heilig! verstellte ich wieder bei meiner geliebten 5. Tag. Ein.
in Heide des Stades auf meinem Ein. Gef. stand im Raum
Osterburg (Hilfsküh) an der kleinen Front. Wir hörten die
Führerrolle mit als um Mitternacht die Schotpläne zu sammeln.
Achtung, Kofftjeder, das Jahr 1945 ein für unser Volk ertragliches

Ende des Krieges bringen würde -- Winterbrochen läuteten
in dieser Nacht die Feldfernsprecher: Die Kommandeure der Regimenter,
selbstständiger Batl. u. Abteilungen gratulierten ihrem Div.-
Kob., im Anschluss daran die Adjutanten dem 1.sten Generalstabs-
offizier zum Neuen Jahr.

Aus N. F. wechte mich gegen 1600 Uhr früh das typische bald
aus bald abschwellende Rollen des Trommelheers "Ganze Front"
Ich sprang vor meinen Bänken, um zu hören, ob der Feind vielleicht
mir bei der rechten (35. J. D.) oder der linken (7. J. D.) Nachbar-
Div. trommelt, aber nein, von rechts nach links und umgekehrt
ein im Winterbrochen sprachen und Rosten von Granaten, die ersten
heulten bereits über unsere Bänke hinweg und presierten in Höhe
unseres Kasinos. Die lang erwartete beobachtliche Winteroffensive,
Ziel: Berlin begann.

Der erste Tag der grossen Wintereschlacht war für die 5. Jäg. Div.
ein voller Abwehrerfolg. Während dem Feind bei beiden Nachbar-
div. bereits an diesem Tage Einbrüche von 5-10 km Tiefe gelan-
gen, entzogen unsere Jäger Sgt. 56 und 75 in schweren Kämpfen

Wald- und Markkämpfe dem unmittelbaren angreifenden Teil
rinnens nieder das von ihm genommene Gelände. Herrensagend unter-
stützte das Jäger Jhr. Rat 5 und die Thüringerherrschaft. Der Bischof die
eigene Infanterie. Bald bereits am diesem ersten Tage waren die bestim-
te an Offizieren, Muthwillern und allem Stamm sehr hoch, wie steigen
an den folgenden Tagen erschreckend an und wirteten sich rinnen
ungünstiger auf die Kampfführung des Bischofs. - Am Nachmittage
des ersten Gromschlages stand die Bischof noch in ihrem alten
Stellungen, bei dem Nachtrun jedoch waren die Umbrüche zu tiefen
Bürschlichen geworden und die Gefahr der Umkehrung zeichnete
sich für die eigene Bischof. Am 11. 4. 11. gab den Befehl zum Ab-
zug auf vorbereitete Stellungen für die kommenden Nacht, rinnen
so den Zusammenhang der Körperschaft nach zu erfahren
und weiteren Feindlichen Verhältnisse zu erkunden. Schwestern
Herrens gab ich fernmüll. die entsprechenden Befehle an
die Truppe herans, gibt es doch für die Kampftage nichts Valmieren,
ab im Hinten die ausgehaltenen Stellungen und Bücher erhalten zu müssen,

und das, ohne geschlagen zu sein, sondern nur auf Grund
des grossen operativen Lages, die nur der oberen Führung
bekannt ist. Dazu war es halber Winter, die Lage meterhoch ge-
froren, sodas schnelles Einzahlen unmöglich ist. - Die Befehle
zum Absetzen zeigen auf dem Draht - Füh und Kradmelder
weg herans, die Versorgungstruppen Kolonnen sind home
traten sofort auf die Haupttruppe setzte sich mit der Masse um
2200 Uhr, mit dem Nachhaken um 2400 Uhr vom Feinde ab.
Alle Massnahmen des Sperr- und Zerstörungsplanes, der
inwochenlanger Arbeit vom Pioneer Btl. vorbereitet war, wü-
den ausgelastet die Brücken wurden gesprengt, Wege und För-
ten vernichtet, wichtige Objekte gesprengt. Der nachdrängende
Feind würde im Stunden aufgehalten, erst gegen 900 Uhr des
anderen Morgens erschienen mit Panzern und aufgere-
nen Infanterie vor unseren neuen Stellungen. Auftrag der
Division war, hier zu halten und jeden Feindbreit Boden zu
verteidigen. Am Laufe des Vormittags kämpften sich jedoch

von allen Seiten die Höchstbesatzung, die der 12. Kaufmann-
vertrug: der Feind hatte unter Umständen seine gestrigen
Erfolge bei beiden Nachbarkirchweihen stark operative Res-
erven in die einbrückstellten Gewerfen (Panzerkorps und
Schützengrupps), für rechten Nachbarkirchweihen (35.7.8.) war
keine Verbringung mehr auf 30 km Frontbreite was die
des Feind, die linke Nachbarkirchweihen. war so zusammengepackt
gen. dass ihre Infanterie nur noch Btl.-Größe hatte.

Man sieht in den tiefen Ranken unklar und vernichtet
zu werden, gab es für die 5. Tag. Div. jetzt nur noch ein-
Aktion und immer wieder vom Feinde absetzen, wie
irgendwo den Zusammenhang der Front unter Umständen
jung günstigen Gelände wieder herzustellen. Die großen
Karten (Marschall-Militär und 1: 30000) wurden heraus-
gelöst und den Eingeweichten nur klar, dass man
den Übergang über die weiche Gemischlinie oder Lebens-
liniendeckung Arbeit sein Botschaften noch verhindern
konnte. - Das Korps setzte nur für nächst nur mehrere

triele nun zu natürlich, dem immer wieder hoffte die
 obere Führung, den Feind zum Stehen zu bringen, um so
 unvermeidliches Elend von Millionen deutscher Men-
 schen fern zu halten. Die Truppe kämpfte diesen
 Kampf mit einem Heldentum und sonstigen doch immer
 wieder wurden wir von Panzermännern überrollt, immer
 wieder in rollenden schweren Bombenangriffen zerha-
 zen. Frische Divisionen oder Luftstreitkräfte konnten
 das I. K. W. nicht ersetzen, unsere Verluste riefen,
 vor allem an Pfz. bagehen, nahmen weiter erschreckend
 zu! Und ohne Pfz. war im I. Kriegsjahr die Truppe
 nicht mehr zum Stehen zu bringen, bestand sie doch
 in der Masse aus ausgesprochensten Leuten alter
 Jahrgänge, aus bedingt k.v. Leuten, aus Volkstüm-
 m. i. s. w. Täglich müssten wir weiter fürcht und
 der Weichsel, dem Silberstreif am Horizont, kamen
 wir immer näher! Doch wie gelang es dem Feind,

die Lionionsfont in durchbrechen, wirer wieder konnten
in beweglicher Kampfführung unter Günstigsten den letzten
Stürmgewaltigen mit einer Größe weniger bei reichlicher
Frontlinien geschossen werden. Immer wieder brach
die Linienheit rechtzeitig herein, schon mit unter
abem Schutz und Unterstützung — 20-30 km seitwärts
absetzen konnten. Immer wieder kamen die Feld-
linien nach vorne, dann — wenn die Not am
größten schien — Benzin und Munition heran!
Und immer wieder wünschte der Führer am Morgen
gegen unsere neuen Stellungsen vorzudringen, vor
notbare Zeit wird beharrt — gekannt durch unsere
Sperrlinien und zerstörungsgegen — oft mit unthats
begehrten Erinnerung mit uns. Für uns bedeutete diese
Kampfführung, die Heiligkeit in kämpfen, die Macht
in manövrieren, (bedeutete) praktisch, dass an jeder Front

nie zu denken war. Ende Februar überschritt die Div.,
mit dem Jägerregimenten am Ende der seltsamen und
höflichen Widerstandskraft auf Eisbrüchen die
Wechsel zwischen Gränden und Marieuwerden und
bezog auf dem Westufer des Weichsel Stellung. Das Opfer-
weg nach hier hatte sie vom Thunsee über Witebsk-Kanal
über Büg und Narew bis an die Weichsel geführt.
Nunne Rückzugstrassen der letzten Wochen verließen vom
Narew, dann nördl. Fichenau über Strzegowo, Biesun,
weiter ostw. Rypin über Stramburg (hier hielt die
besonders gut ausgebildete Dreiwertstellung nicht länger
als 2 Tage), Gostelshausen, Lemien fünf Meilen östl.
an der Weichsel. An schweren Waffen war so gut wie
nichts dem Feinde in die Hände gefallen. Lediglich 2 Tönn
geschütze müsstest gesprengt nicht gelassen werden.
Mein Kommandeur, Genlt. Liet erhielt das Schreiben
ich würde zum Deutschen Kreuz in Gold ernannt werden.

Besonders in der Erinnerung sind mir folgende Personen
haften geblieben: Max Oppenheimer in einem Dorf nicht
weiter als verdeten Lüne den Hiffang von Verpöngsten.
Lüneburger Bombenangriff (3wöchiger Aufenthalt von 10
Schichtern) auf zwei Dörfern. Man nicht wie sie oben
"ausblieben" und die Bomben fallen, mit der Wonne immer
wie bei uns reiferen. Max sprang in eine Sandkühle, in
der bereits zwei mürriale Thier (Hilfswillige) mit heiteren
Gesicht stehen. Alles in Schwindelgeschwindigkeit. Rauschen
und Speise der Bomben - Einschlag - Anathem und Thier
von 20-30 Gitterbomben, Ergebnis: Mein Kopf wehen
mir am Rand der Kühle bremit Lichterloh, ewige
abwärtende Verminderke. Mein 2. und 3. Anflug beogli-
che gleich!

Konzept im Strogans. Der Lino. Kth. war auf den Lüne
Flugel in der uns zwei hinterstellten 7. 9. 8. gefahren.
Wichtige Entscheidungen müssten getroffen werden. Max
gab vor nach Hth, von der anderen Seite kommt der

General, wir bleiben zusammen, verlassen mit dem
Nachhüten unter üblen Gl. Ath. - und Tänzerfeiern
die Stadt und fahren zum inzwischen vom 2.1 eingerichte-
ten und von der Frontstaffel bezogenen neuen Div. Gef.
Stand. Mit vorher galoppiert ins Ath., besp. Zone und
kommen auf dem Weg neben diesen und über
die Felder entzogen. Starke Tanzkräfte des Feindes
haben den Gef. St. überrollt. Damit waren die zweiten
Führungsmittel mit allen Off. ausgefallen ihr Führungsal-
tanzwissen. Eine zufällig vorbeifahrende Führungstelle
wird angehalten, bekommt Befehl "an alle"
neues Marschziel und unseren Standpunkt zu führen,
Kohre. sofort zu uns. Und das Unabwahrnehmbare
zulang. Es fand sich alles wieder ein, die Feindpausen
Stücken in der alten Richtung weiter und damit
ins Leere! Diese große Krise unseres Div. war wieder
erinnert gemindert. - So ging es täglich ständig weiter
selbst gegen ständig neue Entschlüsse, immer mit
dem Ziel vor Augen, keinen Mann unnutzt zu opfern

und dem erwarteten Feind das Verbringen auf demselben Boden so schwer wie möglich zu machen. —

Die Versuche des Sperrers, in unserem Reichsrelaband mit Bruchhölze auf dem Wertüfer zu bilden, scheiterten an dem Gegenstossen unserer Träger und dem Zusammenstoßen seiner Feind unserer Trägerhülle. [Im Gegensatz zu dem normal geschichteten Infanterie bzw. Besatz unserer Truppenregiment neben einer Leichten und schwerere Feldhaubitze (Kal. 10,5 cm und 15 cm) noch 2 leichte Gebirgskg, Kal. 7,5 cm. Chinesisch-amerikanische leichte Geschütze mit Maschinengewehrpumpe]

Wider alles Erwarten trat die Höhe zunächst nicht zum sportlichen neuen Gegenangriff an, immer erst in einem Widerstand war also nicht gewohnt an ihm vorüberzugehen! Wir wüteten die Hauptgründe, um Menschen, Waffen und Gerät gründlich zu überholen. 3 neue Marschbatterien, mind 200 Mann, wurden uns aus der Heimat und aus Bergpforten entgegengeführt. Leider waren es meist ältere, gar nicht der allseitig ausgebildete Leute.

Über 10 Tage kamste schon die Ruhe an, um orthodoxe baderzeitige
 Stos- und Gacktrüppunternehmen und gelegentliche Feuerüber-
 fälle der Hitler-Untertrachen die Kampfflässe. Im Jahre untraten
 in die Zeit, um die Kriegstagebücher zu verollständigen und
 um viel zu schlafen und gut zu essen. Hatte doch die gut-
 lich erwählte Berührung sehr viel Vieh für Nützlichen und
 in Küche und Keller eingemachtes, Fett, Karotten u. s. w. liegen
 lassen müssen! → Diese Ruhe vor dem Sturm würde jah
 unterbrochen durch einen Tempäch der Schnee, sofort Trans-
 portmeldung für Verlegung im Eisenbahntransportein-
 reihen, 339. Volksgrenadier Div. löst die Div. ab und
 übernimmt den Weicheldobchnitt beiderseits (Neuenburg).
 Am folgenden Morgen über mein Kommando bereits
 mit dem Vorwärtforderten Personal (K.P.) im Land-
 marsch voran, während ich die Abklärung leitete, die
 Vertagung der Truppen bearbeitete, um darin über Tr. Star-
 gard, über Meldung bei der 2. Komme, Komitz, Hohen-
 nach Hammerstein zu fahren, wo ich meinen Stab wieder
 traf. Anfang der Div. war, sich nämlich Hammerstein zum

Angriff bereit zu stellen, um durch einen Stoß mit be-
gründetem Ziel eine von Ost nach West folgende Nach-
schubstrasse des Armees in Unterbrechen und dadurch einen
vermuteten Aufmarsch gegen die Westfront zu verzögern.
Die Bestimmungen waren eingeleitet, die Regimenter
teilweise in ihren Versammlungsräumen einzuweisen,
als auch neuen Schutzbefehl auf ihre wieder einzuweisen,
mühte, im nördl. Fächerbereich in Form eines eingestrich-
ten werden, Anfang Juni Angriff nach Süden durch
Friedland, den wichtigsten Themen - sind die in der
Anstehenden zu betreiben. Der Angriff mühte
aus der Gunst der Lage, ohne das Eintreffen der Schone
de Loo. Abzweigen, gefühlvoll werden und blieb nach
ihnen Anfang des Jahres für von M. Fr. liegen.
Die die Zug in dem entsprechenden Raum der Verteidigung
war. In anderen aber erfolglos gegen die verwehren.
Der Feind, wie oben beschrieben Stellung und der zu gewinnen.
Die schiefen unter fünf der gegen haben blühenden Verfas-
ten. Allein an einem Tage wurden über 30 Feindgeschütze,
typ 734 in. Topf, 5.5 in, abgebrochen, davon sehr viele

im Nahkampf mit Faustpatronen. Nach und
nach flüchtete die Kämpfe ab, der Feind war wohl das letzte
Loch seiner Gegenangriffe ein. -- Ja traf me ein
Blitz aus heiterem Himmel am 21.2.45 nachstehendes F.S. der H.Gr. Weidach
ein:

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Fernmündl. wurde es bald dahin ergäuzt, dass ich als La, also
als 1. Gen. St. Offz., ein 2. Armeekorps sei. Alle sonstige
meines Generals, die Verstärkung nächstgenirig zu machen, die
den 1. Septbr., der Nachfolger auf einem Tag später ein.
Der Abschied von dieser Bewältigung Hauptquartier in die mir
vibrans schmer. Was ein Teil, in der schwersten Hauptarbeit
Bühnen, was ich in der 5. Jäg. Div. Ja gewesen, das Verhältnis
mit meinem General in dieser war ausserordentlich, zwischen
Regern und Div. Führung. Bewachte unbedingtes Vertrauen,
- die wirsten Beweis dafür dass anderen in Stück -
und die Ehe " mit Gen. Tietz war ausserordentlich glücklich.
Zerstört war mir, dass sich als Arme Ja selbst
auch einmal in die operative Führung glücklich beharr
und die Verstärkung ohne große Bewusstseins war. Nach
einem Abschiedsabend mit allen Hoffnungen, auf
den der General zu lassen gelande hatte für einen heiler-
zeitigen Verbleiben fände, statete ich mit einem heiler-
den Freund einem bewundern würdigen Zuzug in nord-ost
Richtung nach Lima bei Dadas. Ich habe einen letzten
Male in meinem Div. Bild mit dem Herrn Bignelto über

Fenylbörz! Neustetten Kimmelsbürg, Büttow
Bewert, Götterhefen nach Oiva bei Dauszig. 10 Tage
später war diese Thame bereits in der Hand des Rönner
Lind die 2. Armee von jeglicher Landverbindung
ins Reich abgeschnitten! Doch davon später.

Noch einmal Gänzlich nach Fälschung! Wie selbst
berühmte es mich, durch diese jetzt tolle und verdamme
Stadt zu fahren, die gleiche Stadt, in der ich vor knapp
6 Wochen mit meinem Mann sorglose und glückliche
Stunden verlebte. Und auf der U.S. Stenbahn
war jetzt der Hauptbahnhof meines Dis. und
ihre der Volksform und unserer Felderwartung
Franz John, die Besitzerin des Bahnhofshotels, in dem
wir wohnten, bemächtete ich kurz. Sie war wesentlich auf
ihren gepächten Köpfen, vor 5 Minuten war ein
Bombenexplosion über die Stadt gegangen. Ein zweiter
räucherte über uns hinweg, als ich bei ihr war. —

Archiv

Nach langer Fahrt auf reuerten und schneewesenen Straßen
häufig angehalten durch die nicht endenotlen
Einsparungsrechnen aus HT- und Westpreisen kann ich gegen
Abend bei meinen neuen Liegestelle an.

Abschiedsbesuche bei 2. Schmeier war damals Generalstabsarzt
Heinrich, alter Gen. Stabsarzt des 1. Regiments
Chef des Gen. Stabs der Schmeier war Generalmajor
mit gut bekannt auf Grund meiner Tätigkeit bei der
Waffenstillstandskommission in Bönning, Frankreich, im
Herbst 1945.

Im war Oberleutnant i. G. Stabs, genannt "Tschü" im
ersten Freund von mir aus den Kampfen von "Königsgrad"
Zwei Tage - Freitag - Samstag und Sonntag.

Im war Maj. i. G. König, Talerstammes Reiter in der
gehört Bielefelds groß geworden, es sein Vater (Hauptmann)
ist. Ich kann es persönlich sehr nahe und der
von ihm viel mit mir am 8. 5. besonders schwer.

Aus dem Osten, 1. Regiments, war Schmeier Adjutant.

Aus dem 9. Regiment war Bergmanns Adjutant der Schmeier.

Michael, die Heinrichs "Himmel" ...

Der 2. Armee waren damals unterstellt: VII. Fz. Korps, XVIII. Gen. A.K.
XXXVI. " " XVIII. A.K.
IV. A.K., Melw. FX. A.K.

General von Dauszig war Forster.

Die Armee verteidigte von Hammerstein - nördl. Konitz -
nördl. Pr. Stargard - Girschau einsch. - nördl. Fiegenhoff
mit hinhin Flügel am frischen Hauffstr. Stütthof. Der
Armee standen hierfür mind 20 Divisionen zur Verfügung.
An Reserve standen bereit: 4 SS Pol. Panzer Gren. Div.
7. Fz. Div sowie 1 Fieger Abthg, 1 Panzerabthg und versch.
Aene Sturmgeschütz- und Heftzerabthgen. Heerartillerie
war zwar vorhanden aber Munition fehlte. Die Betriebs-
stofflage war ernst! 10 Täger und 10 Bomben standen
2 voll. Luftflotten gegenüber!!!
Auf Füramunnenas Breit angewiesen war die Armee mit dem
Admiral Bülliche über das Seegebiet von Born-
holm bis Kurland befehligte. Gen. Gf. war in Gostenhafen.
Die Kampfmoral der Truppe war noch als gut für die Zeichen.

Nach 3 Tagen hatte ich mich eingearbeitet und nach Mittag
den den Tagabend in einen Zwickauer Rathungsmarkt,
um spät 9. Uhr, vier Stunden zu verbleiben.

Der Tag begann auf der ganzen Strecke von 10 bis 12 Uhr
mit Grund der Te Bieder (Te war hier: 4. Bedienung)
von anzuwenden dann der Kunde mit mindestens 2. Stunden
kürze reiser Stellung an Fuhrwerke, mit dem Ziel, durch
Angriff von 10 nach 12 Uhr die Fernwege heilich aufzu-
stellen die 2. Stunde von über Landwege. wie Reich
abzuwickeln, um die dann zu vermeiden und die
Höhen Götter haben und dann so wie die Halbinsel Hela
zu bereit zu machen, um von hier aus die Fernwege
hinzuwachen und zu vermeiden zu vermeiden und dann
auch die Fernwege hinzuwachen und so zu vermeiden.
Tern. - die Hälfte der 2. Stunde reichten gegenüber diesem
Fall. Hinzuwachen nicht aus. Die rechte Seite der Halbinsel
und Anträge an das J. K. W. hatte die den 17. 17. 17.
den von Hinzuwachen auf dem Fernwege eine 17. 17. 17.
gefasst würde. Im übrigen vermittelte das J. K. W. den

Schwerpunkt des Feindangriffes gegen die Oder und damit
 gegen Berlin. Seiner sollten wir Recht behalten.
 Anfang März Anbruch des Feind die auf 40 km. Frontwei-
 te eingedröte 32. Panzerdivision J. 8. im Raum Hammerstein
 und Steier zunächst mit Schwerpunkt nach N. W. über Neu-
 stettin auf Kolberg. Bereits am 2. Offensivtag war die 2. So-
 mee auf 40 km Frontbreite von der westl. anschließenden
 Nachbararmee getrennt. Alle eigenen Kräfte, aus dem
 Raum Rummelsburg zürückversetzt des VII. Panzerkorps mit
 7. Pz u. 4. SS Tot. Dies die Verbindung zur 3. Panzerarmee
 wieder zu etablieren, scheiterten nach Anfangserfolgen
 aus Mm.- und Betriebsstoffmangel und wegen der
 weit überlegenen voll. Luftwaffe. Im Gegenteil als
 der Feind zunächst mit Schwerpunkt gegen das VII. Pz. Korps
 einbrach, wände die eigene 1. Armee frontlangsam aber
 inaktiv zum gegenwärtigen tückisch gedrückt. 40 km
 Längsbereich, B. 1. Panzerarmee, Fr. 1. Panzerarmee zürück
 verloren, was die linke Flügel hielt und damit die
 Landverbindung über die Fröhe Abzweigung nach Ostpreußen.

30.4.45

Stärkeübersicht der Divisionen
nach dem Stande vom 28.4.45

		<u>Tagesstärke</u>	<u>Kampfstärke</u>	<u>inf.Kampfstärke</u>
31.VGD	a)	5477	3964	2709
	b)	1601	625	-
32.J.D.:	a)	7110	4825	2577
	b)	2084	1820	660
203.J.D.	a)	1559	953	913
	b)	5649	4672	3154
Gen.Kdo.Hela	a)	917	-	-
	b)	1481	1098	?
252.J.D.	a)	9911	6286	3043
	b)	622	512	-
12.Lw.Feld-Div.	a)	8488	4656	1634
	b)	-	-	-
35.J.D.	a)	7700	4533	1731
	b)	355	290	-
23.J.D.	a)	5345	3960	1861
	b)	4473	3288	2324
4.Pz.Div.	a)	5952	3157	1155
	b)	-	-	-
4.Pz.Div. (abgest.Kgr.)	a)	3109	2199	653
7.J.D.	a)	12938	8848	3561
	b)	3403	2917	1220
170.J.D.	a)	8634	5141	3442
	b)	3508	2639	2577
28.Jg.Div.	a)	4019	2343	1867
	b)	1399	1192	
		104934	70918	35081

Von Pz.Gren.Div. "GD" mit unterstellter 14.J.D. keine Meldung

Erläuterung: a) eigene Einheiten
b) unterstellte Einheiten.

Vert.:
CB
Chef
Ia
Id
O4
Akte 12

XVIII. Geb. A.K. Gen. d. Inf. Hochbauer
 IX AK Chef: Oberst i. G. Jais
 XXIII. A.K. Gen. d. Inf. Melzer, Gen. d. Inf. W. Thumann
 Chef: Oberst i. G. Reinpell, Chef d. St. i. G. Bräuer

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Bustan

Author: [unclear]
p. 210

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Abschrift: Prof. Dr. Alfred Rüdfler, 22b/ Neuwied-Rhein,
Pfarrstrasse 8

"Breslau, 28. Januar 1945.

Der zweite Bürgermeister der Stadt Breslau, Ministerialrat Dr. Spielhagen, hat sich bei dem Oberbürgermeister der Hauptstadt, Gauamtsleiter Leichtenstern, nach Berlin abgemeldet, um sich nach einem neuen Posten umzusehen. Seine masslose Feigheit liess ihn dabei die Erklärung abgeben, nicht an einem Platze kämpfen zu wollen, an dem ihm persönlich nichts liege.

Auf meinen Befehl wurde Ministerialrat Dr. Spielhagen von einem Peloton des Volkssturms vor dem Rathaus der Stadt Breslau erschossen."

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

C

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

D

III

Inferno in Danzig

28. 3. 1945

Über eine verlorene Stadt, über ein verlorenes Land spannt sich ein giftgrüner Himmel der Verzweiflung. Dieser Himmel gibt schon seit langem keine Antwort mehr auf die brennenden Fragen von Schuld und Sühne. War es nicht eigene Schuld, unter der grausigen "Porta triumphalis", die sich am Olivaer Tor die Wehrmacht errichtet hatte, hindurch zu gehen. Hier hängen die Leichen der Träger des "EK 1", der "Goldenen Nahkampfspange" des "Goldenen Verwundetenabzeichens"! Sie sind zu Gespenstern geworden, und sie geistern durch die Ruinen einer alten deutschen Stadt - ewige Kläger gegen den "Befehl!" -

Ist es nicht eine grausige Ironie der Geschichte, gerade in den Kellern des Hauses, aus dem die ersten Schüsse im Polenkrieg 1939 fielen, den Krieg zu beenden? Und jetzt schleichen die Steppenwölfe um die brennende Stadt, und in ein paar Stunden wird die "Rote Sintflut" die Stadt verschlungen haben.

Unsere Uhr ist abgelaufen, und es macht gar nichts aus, der raub- und mordlustigen Roten Soldateska auch die Uhren der Verwundeten und Sterbenden zu übergeben. Gewiss hat der Oberst im hocheleganten, vor einer halben Stunde requirierten Horch-Wagen Schonung der vielen Verwundeten zugesagt, aber wie sollen die Angehörigen der "Siegreichen Roten Armee" auf ihre Kosten kommen? Vorläufig sind sie ja mit Schinken und Weissbrot zufrieden, aber die Offiziere interessieren sich schon in ziemlich auffälliger Weise für die vielen freiwilligen Helferinnen im Opera-

tionssaal und in den Kellerräumen, wo ein paar hundert Schwer-
verwundete buchstäblich auf- und übereinanderliegen. -

Wohl niemand hat dem anscheinend freundlichen "Guten Morgen" des
ersten russischen Soldaten getraut, aber was dieser Tag alles
bringen sollte, konnte auch der Misstrauischste nicht ahnen! -

Eine gewisse, gerade dem Primitiven innewohnende Ehrfurcht vor
dem Leiden und Sterben hielt anfangs wenigstens den Frontsoldaten
vor Bestialitäten beim Eindringen in das Lazarett zurück. Voller
Stolz konnte der einfache Rot-Armist von einem Besuch bei Stalin
persönlich erzählen! (Hatte er doch allein 18 deutsche Offiziere
gefangen genommen). Aber voller Misstrauen sieht er sich nach
allen Seiten um, ob ihm nicht ein Kamerad zuhöre! Die nächsten
sehen schon mit ziemlich fordernden Augen auf die Stiefel der
deutschen Ärzte, die schon 3 Nächte hindurch pausenlos operieren.
Und hier soll nicht versäumt werden, der übermenschlichen Arbeit
des Stabsarztes Dr. B. zu gedenken, dem während der Operation
die Stiefel von einem russischen Soldaten ausgezogen wurden.
Zwischenfälle werden sogar im Operationssaal provoziert, und ein
Arzt nach dem anderen wird abgeführt. Sinnlos betrunkene Offiziere
schlagen mit blankem Säbel auf die Operationstische und jeder der
Sanitätssoldaten hat in den folgenden Stunden den kalten Pistolen-
lauf wiederholt an der Schläfe verspürt..

Aber keinem wird sein Unwert als Soldat und Mann jemals so zu
Bewusstsein gekommen sein, als in diesen dunkelsten Stunden, als
die Verzweiflungsschreie der in bestialischer Weise vergewaltigten
Frauen und Mädchen durch die mit Verwundeten und Sterbenden über-
füllten Kellerräume gellten! "Nitschewo" -

-20-

Treue und Glauben
Gegen Lüge und Sadismus

Wenn es eine Art von Treue war, Hunderte von Verwundeten nicht elend verbrennen zu lassen und bis zum unvermeidlichen Ende bei ihnen auszuharren, dann stand im Hintergrund doch das Vertrauen und der Glaube an einen menschlichen Sieger. Dieses Vertrauen ~~xx~~ wurde in den ersten zwei Minuten des Zusammentreffens mit der Roten Armee für immer zerstört. Wer in einer Welt des Leidens und Sterbens seine bestialischen Begierden befriedigen kann, stellt sich mit vollem Bewusstsein ausserhalb des Bereiches des Menschlichen, und gerade hier erweist es sich in schauerlicher Klarheit, dass der Sieg der Roten Armee in Wahrheit ein "Pyrrhus Sieg" gewesen ist. Diese Bestialitäten im einzelnen zu schildern, soll anderen überlassen bleiben. Die Überlebenden, das heisst die Unglücklichen, die dieses Inferno durchschritten haben, sind für ihr künftiges Leben gefeit gegen alles, was sich "Sowjet-russische Kultur" nennt.

Voller Hohn und mit offenkundiger Schadensfreude betrachten die vielen weiblichen russischen Verkehrsordner in der brennenden Stadt den Elendszug der Verwundeten. Wohin mit den vielen Verwundeten und Sterbenden? Kurzerhand wird ein deutscher Zivilarzt zum "Gesundheitskommissar" für ganz Danzig ernannt. Zum ersten Mal erleben wir die typisch russische Methode, die Verantwortung für eine aussichtslose Sache us in die Schuhe zu schieben. Wer kann jemals als Gefangener die einzig gültige Antwort auf dieses hämische und hinterhältige " *uno ombra* " (wer hat die Verantwortung?) geben? -

Welche Geständnisse will man denn von diesem Sanitätspersonal erpressen? Vier Stunden lang versucht der russische Major mit scheinbarer Güte und dann unter Drohungen Aussagen aus den einzelnen Sanitätssoldaten herauszuholen. Der Einheitsführer versagt als

Soldat und als Mensch in geradezu beschämender Weise. Wieviele Offiziere mögen den Roten Sieger mit dem "Deutschen Gruss" begrüsst haben!

Endlich scheint der Major von diesem grausamen Spiel genug zu haben. Mit seinen zerrissenen Stiefeln streckt er sich auf einem alten Sofa aus und der Leutnant spielt mit einem sibbernen Zigarettenetui: es wird sein kostbarstes Beutestück bleiben. Uns scheint er ganz vergessen zu haben. Die Polen bewachen uns ja ohnehin so scharf, dass keine Maus hier mehr entschlüpfen könnte. -

Eine dicke, gelbe Altarkerze zaubert ein fast versöhnliches Licht in diese Trümmerwelt. Die Wahnstropfen erstarren nach und nach. Sind es die Tränen der erfrorenen Frauen und Kinder in der Tucheler Heide? Das Schicksal meinte es immer noch gut mit ihnen. Ihre Trecks wurden wenigstens nicht von den roten Panzern zermalmt und ihre Leiber hat die Natur mit ihrem Leichentuch behutsam zugedeckt. Alle diese Toten haben es so viel besser als der Überlebende dieses Inferno! -

Diese erstarrenden Tropfen werden zu Eis! Das Feuer hat uns bis jetzt noch verschont - wird uns das Eis Sibiriens begraben? Immer noch besser, sich der Natur als diesen roten Bestien, die sich "Kulturbringer" nennen, anzuvertrauen! Zwischen diesen beiden Polen wird sich unser restliches Leben nur noch abspielen können. Zwischen dem Eis der sibirischen Verbannung und dem verzehrenden Feuer der Sehnsucht nach der verlorenen Heimat.

H. J.

Amstetens abwechseln zu werden die
- selbstverständlich nicht wofür abgeben die wofür

- bei mir suchen es ungenügend
sein -

Die Kunst mit Klammern zu sein
und Ort mit Schwerkraft die be-
müht zu sein, um einen
Gegenstand mit Abwechslung der
Kunst zu beschreiben, die
die Klammern selbst sind, bleibt in
den Klammern, und sind sie all
entweder, um die Klammern zu
sein, die sie sind die sie sind
Klammern und Klammern. Und es wird nicht
denn die große Klammern die auch bedient?

I.

In der Wieben Kaserne

Am 10.3.45 wird der Hauptverbandsplatz in der Kaserne eingerichtet. Es herrschen schon chaotische Zustände: Landser mit Notverbänden werden zu ihren "Truppenteilen", von deren Existenz niemand mehr etwas weiss, entlassen. Ohne Marschverpflichtung, um sie zum Aufsuchen der Truppe zu zwingen.

Seit 12.3. liegt die Stadt selber unter Beschuss. Kein Soldat kann sich nur 500 Meter in der Stadt bewegen, ohne von den "Kettenhunden" (Feldgendarmarie) auf Marschbefehle kontrolliert zu werden. Es ist bekannt, dass Soldaten sich schon "Zivil" besorgen. Die Angehörigen der Danziger Verwundeten weigern sich, den Hauptverbandsplatz zu verlassen, sie wollen zusammen war en, bis der Russe da ist. Im Lauf der nächsten Tage werden schon mehr verwundete Zivilisten als verwundete Soldaten eingeliefert. Darunter viele, die sich noch eine Schiffskarte besorgen konnten, auf dem Wege zum Hafen aber verwundet wurden. (So liegen ungefähr 15 Frauen mit tödlichen Kopfverletzungen auf einer Station). -

In der Nacht vom 17. auf 18.3. Volltreffer in den rechten Seitenflügel der Kaserne. Verwundete, darunter viele Hilfswillige, springen aus den brennenden oberen Stockwerken auf den Kasernenhof und bleiben neben halb verwesteten Pferdekadavern liegen. Seit dieser Nacht brennt die Stadt an allen Ecken. Da die letzten deutschen Jäger gegen den 15.3. den Flugplatz verlassen hatten, finden die russischen Bomber überhaupt keinen Gegner mehr. . . .

II.

In der ehemaligen Polnischen Post
25.-28. 3. 1945

Am 25.3. muss der Hauptverbandsplatz in die Keller der Polnischen Post verlegt werden. In den ausgedehnten Kellerräumen (aus denen 1939 die ersten Schüsse fielen) ist schon ein Zivillazarett untergebracht mit einigen Hundert Verwundeten. Deutsche Zivilärzte und Schwestern leisten Tag und Nacht - die sowieso nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind - übermenschliche Arbeit. Vom 26. an wird das Wasser knapp, kein Mensch wagt sich mehr aus dem Keller, wohin ununterbrochen ganze Züge von Zivilisten strömen. Ein Kriegszahnarzt versucht vergebens, so etwas wie Ordnung in das Menschengewühl zu bringen. Das Haus erbebt von den schweren Artillerieeinschlägen.... in 15 Sekunden 3 Einschläge! Wie durch ein Wunder bleibt aber das massive Gebäude erhalten. Erst in der Nacht zum 28. fängt das Dach an zu brennen. Bis 0200 h einige Löschversuche.

- Im Operationssaal geht die Arbeit ununterbrochen weiter. Ein Unteroffizier schreibt immer noch Transportlisten aus und kontrolliert gewissenhaft die Krankennummern, so wie er das Jahre lang getan, ohne die Sinnlosigkeit seiner Arbeit auch nur zu ahnen.

Dr. B. bleibt (mit 4 Unterärzten) als einziger Chirurg zurück, als der grösste Teil des Hauptverbandsplatzes mit dem Hauptfeldwebel an der Spitze gegen 0400 h sich nach HEUBUDE in Marsch setzt. Dort erwartet sie die Auflösung der Kompanie und ein Kommando zur Infanterie. Der Rest, 86 Mann, bleiben freiwillig zurück, um die Verwundeten den Russen zu übergeben.

Fortsetzung vergl. Sendung vom 13.11.48

S. K.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Erlebnisbericht über D a n z i g
für die Zeit von Jan., -Ende August 1945

In meiner Eigenschaft als Fürsorger wurde ich sofort, mit Einsetzen des Flüchtlingsstromes, in die Hilfsaktion eingesetzt.

Wir schrieben den 20. Januar. Ein Schneesturm von unvorstellbarer Gewalt tobte durch die Strassen. Man wadete buchstäblich im Schnee, denn man konnte dieser Massen nicht Herr werden. In diesem Augenblick brachen die ersten ~~Arbeits~~ Trecks, nun von Ostpreussen kommend über das zugefrorene Haff durch die Danziger Niederung, in Danzig ein.

Tag und Nacht ergoss sich ein Strom von Gefährten mit Hausrat beladen, oft noch Kranke und kleine Kinder mit sich führend, an Westen. In ihrem Geleit befanden sich oft ganze Viehherden. Welches Elend grösser war, das der Menschen oder das der Tiere mag dahingestellt bleiben. Diese Völkerwanderung kam erst zwei Monate später zum Abschluss, als die Russen hereinbrachen.

Während alle Fuhrwerke rastlos weiter strebten, musste Platz geschaffen werden für die Menge derer, die zu Fuss oder mit der Bahn ankamen. Sämtliche Kinos wurden frei gemacht, um Sitzgelegenheiten zu schaffen; hier wurde gegessen und geschlafen bis man wieder weiter geleitet. Anfangs März wurde der Beschuss durch Tiefflieger so stark, dass eine Verbindung zwischen Danzig und Langfuhr, meinem Wohnort, kaum noch möglich war. Die Strassenbahn hatte den Verkehr eingestellt, die Züge gingen ganz unregelmässig. Auch in Langfuhr kampierten die Flüchtlinge in den Kinos, durch die NSV. mit Essen versorgt. Für den Abtransport stand in erster Linie Schiffsraum zur Verfügung, der auch stark in Anspruch genommen wurde. Erst als auf dem Wege der Flüsterpropaganda die Nachricht von der Torpedierung des "Wilhelm Gustloff" durchsickerte, weigerten sich die Menschen, ein Schiff zu betreten. Die Parteileitung gab den Schiffsuntergang erst zu, als die Bojen in Gotenhafen an Land gespült wurden. Von der Parteileitung wurden wir Flüchtlingsbetreuerinnen angewiesen, Sorge zu tragen, dass der Schiffsraum wohl ausgenützt würde; denn "es könne der Zeitpunkt eintreten, dass man selber den Platz gebrauche, so dass andere dann nicht mehr auf Abtransport rechnen dürften." Von Gotenhafen, Neufahrwasser gingen die Schiffe in See; die Menschen, meistens Russlanddeutsche, lagen in den Laderäumen der Schiffsreedereien auf der nackten Erde bis zur Abfahrt. Die Verpflegung klappte gut bis zum letzten Augenblick. Auch Säuglingsküchen standen den Müttern zur Verfügung. Von der einheimischen Bevölkerung kamen verhältnismässig wenig heraus, in der Hauptsache kinderreiche Mütter und Prominente.

Um den 20. März kamen die ersten deutschen Truppen zu uns nach Langfuhr. Von einer bevorstehenden Verteidigung war nichts mehr zu spüren, obgleich Gauleiter Forster Danzig zur Festung erklärt hatte. Als wir die am 25. März abziehende Einquartierung fragten, welche Truppen denn nun kämen, erhielten wir zur Antwort "der Iwan". Am 26. früh wurden wir in unserem Luftschutzkeller von einem fürchterlichen Krachen aufgeschreckt. Wir stürzten nach oben. In dem gegenüber liegenden Garten brannte die aufgestapelte Munition - daneben lag ausgebreitet ein weisses Laken. Wir wussten Bescheid. Der Brand griff glücklicherweise nicht weiter um sich.

Morgens acht Uhr erschien in unserem Hause der erste Russe, verschwand aber gleich wieder unter Mitnahme der ersten Uhr. Das war das Signal für unsere Hausgemeinschaft für den Luftschutzkeller. Lebensmittel hatten wir bereits unten verstaut, weil wir mit Strassenkämpfen rechnen mussten. Nichts dergleichen geschah. Statt dessen erschienen sehr gut aussehende russische Offiziere; sie spra-

II

fliessend

sprachen ~~xxxxxx~~ deutsch und benahmen sich tadellos. In ihren Händen befanden sich Verzeichnisse der in unserer Strasse wohnenden Parteigenossen. Ihre Mission war anscheinend erledigt, da diese alle geflohen waren. Sie warnten uns nur noch vor den nach ihnen kommenden Truppen. Was half das? Wir waren ihnen auf ~~Wedeih~~ und Verderben ausgeliefert. In den nächsten dreissig Stunden stürmten alle zehn bis fünfzehn Minuten neue Bestien in Menschgestalt zu uns herein. Einzelheiten wieder zu geben, ist unmöglich.

Am 27. mittags wurden wir plötzlich gezwungen, die Häuser zu verlassen mit dem Hinweis, die Häuser müssten gesprengt werden. Die noch vorhandenen Männer waren bereits vorher abtransportiert worden. Bei dieser Gelegenheit wurde unsere Hausgemeinschaft auseinandergerissen - wir sollten uns z.T. nicht mehr wieder sehen - Meiner Wase und mir gelang es noch, einige Sachen auf einen zerbrochenen ~~Winderwagen~~ zu schaffen, mit dem wir durch die brennende Stadt nach Oliva zogen in der Hoffnung, dort bei Freunden ein Unterkommen zu finden. Wo wir auch hinkamen, wir standen vor ausgebombten Häusern; also blieb uns nichts anderes übrig wie vielen Tausenden mit uns, im Walde zu nächtigen. Wieder folgte eine schaurige Nacht. Wir sahen die brennende Stadt, auf die sich ein Phosphorregen ergoss, wir hörten das markerschütternde Schreien der von den Russen verfolgten und vergewaltigten Frauen.

Als der Morgen graute, stand bei uns fest, um jeden Preis nach Zoppot durchzustossen, vielleicht würden wir dort eine Bleibe bei Freunden finden. Noch eine Nacht im Walde war nicht auszudenken. Gesagt, getan. Nach vielen missglückten Versuchen, mit dem Aufgebot unserer letzten Kraft, erreichten wir Zoppot, erreichten wir das Haus unserer Freunde: das Haus war von Russen besetzt, von den Freunden keine Spur. Was nun? Rings herum nichts als Russen. Da entsetzten wir plötzlich den ~~Wan.~~ der Familie, der uns unter Freudengeheul zu ihrem Schlupfwinkel brachte. In einer leeren Villa hatten sie sich einquartiert, wo auch wir einen Platz fanden. Da aber auch Russen im Hause waren, hatten wir keine ruhige Minute. Unaufhörlich drangen sie in unser Zimmer ein, in dem wir, aus Gründen der Sicherheit, alle gemeinsam wohnten. Des Nachts strahlten sie uns dauernd mit ihren Blendlaternen an oder belästigten uns auf die eine oder andere Weise. Waren sie betrunken, war es ganz schlimm, waren sie nüchtern, strahlten sie uns nur an. Tags über mussten wir die in einem unbeschreiblichen Zustand sich befindende Villa säubern. Ein Russe bewachte uns, die andern erleichterten unsere Arbeit fertig, wurden wir aus dem Hause herausgeworfen und durften uns eine neue Bleibe suchen. Dieses Spiel wiederholte sich immer nach einigen Tagen. Zuweilen hatten wir etwas zu essen, manchmal auch nichts. Nach Verlauf von ungefähr zehn Tagen wurde die Strasse mit einem Schlagbaum versehen und wir herausgejagt. Mit Gottes Hilfe stiessen wir bei unserm verzweifelten Suchen auf Bekannte, die ebenfalls nach Zoppot geflohen waren. Sie versprachen noch enger zusammenzurücken, so dass wir vier Personen unterkommen könnten. Bedrängten uns dort die Russen, waren es hier die Polen, die inzwischen von den Russen in die Verwaltung eingesetzt waren. So reifte in uns der Plan, wieder nach ~~Langfuhr~~ zurückzukehren. Ob unser Haus noch stand? Das musste vorerst erkundet werden. - Es stand wahrhaftig noch genau so unversehrt, wie wir es verlassen hatten.

Das Haus war von der polnischen Eisenbahnverwaltung für ihre Beamten beschlagnahmt. Die deutschen Wohnungsinhaber durften ein Zimmer behalten und als Gegenleistung den Haushalt besorgen dort, wo keine Frauen vorhanden waren. Wir bezogen zu Dritt ein Zimmer und waren im übrigen frei, d.h. wir konnten sehen, wo wir Lebensmittel herbekamen. Nun begann die entnervende Jagd um das tägliche Brot. Unter steter Lebensgefahr wurde versucht, an Kartoffel- und Gemüsemieten heranzukommen

III

oder an die im Hafen befindlichen Lagerhäuser. Es war ein Kampf ums Dasein im wahrsten Sinne des Wortes.

Allmählich gingen die Polen dazu über, die Kräfte der Deutschen sich nutzbar zu machen. Wir wurden alle zu den Aufräumungsarbeiten herangezogen: es gab weder Geld noch Essen dafür. Aber eine andere Hilfsquelle sollte sich für diejenigen erschliessen, die noch im Besitz von Sachwerten waren. Die hereinströmenden Polen waren unersättlich in ihrer Gier nach Sachwerten. Lebensmittel wurden in unvorstellbarer Fülle herbeigeschafft. Naturgemäss entwickelte sich ein lebhafter Tauschhandel. Nur auf diese Weise konnten wir unser Leben fristen. Dazwischen kamen Polen und Russen abwechselnd in unsere Wohnungen ein und nahmen mit, was ihnen gefiel. Sämtliche Möbel waren von den Polen beschlagnahmt.

Nach vier unsagbar schweren Wochen, die uns wie Jahre dünkten, sollten wir eine grosse Freude erleben: unsere Pfarrersfrau hatte es erreicht, dass wir in der benachbarten Kirche Gottesdienst abhalten dürften! Was dieser Gottesdienst für uns bedeutete, kann nur der er-messen, der mit dabei war. So heisse Gebete waren wohl noch nie aus dieser Kirche zu Gott gedrungen! Die Menschen sahen aus, als ob sie aus den Katakomben kamen; man erkannte nicht seine nächsten Bekannten. Bald sollte uns dieser Lichtblick genommen werden. Unsere Lutherkirche wurde polnische Militärkirche. Wir zogen ins Gemeindehaus: dieses wurde Kino. Unsere tapfere Pfarrfrau suchte nach neuen Auswegen. Wir versammelten uns auf dem der Kirche gehörenden Friedhof. Der amtierende Geistliche wurde auf dem Wege verhaftet, ein anderer musste einspringen. Wir hatten uns das letzte Mal um Gottes Wort geschert. Sämtliche Friedhöfe wurden kommunalisiert.

Die Situation wurde für uns Deutsche von Tag zu Tag schwieriger. Niemand wagte mehr, ausserhalb der vier Wände deutsch zu sprechen. Die Miliz, die sich aus Angehörigen, der von der SS Ermordeten zusammensetzte, griff ganz willkürlich Deutsche auf der Strasse auf. Die einen mussten einige Stunden arbeiten, die andern wurden mit unbekanntem Ziel zur Erntearbeit geholt, die Dritten kamen ins Lager nach Graudenz. So wagten sich nur noch die Ältesten uns und die wieder als Krüppel hergerichtet, auf die Strasse zum Einkauf.

Eines Tages war an den Strassenecken Aufrufe zu lesen, in denen wir zum Verlassen der Heimat aufgefordert wurden. Unterzeichnet waren diese Anschläge nicht. Die Menschen strömten in grossen Scharen zum Bahnhof. Tagelang mussten sie unter freiem Himmel auf den Abtransport warten. Sie wurden von der Miliz misshandelt und ausgeplündert. Naturgemäss liess der Zustrom nach. Man bediente sich jetzt einer andern Methode, um die Lästigen los zu werden. Ganze Strassenzüge wurden von der Miliz abgeriegelt, die Menschen, so wie sie standen, unter Schlägen aus den Häusern geholt, auf freiem Felde zusammengetrieben und dann in Viehwagen verfrachtet, Richtung Westen.

Glücklicherweise hatten die Polen bei dieser Ausweisung System. So konnten wir uns ungefähr ausrechnen, wann wir herankommen würden. Inzwischen hatten durch einen befreundeten Professor von der T.H. gehört, dass die Russen sogenannte Antifa-Züge zusammenstellten. Da musste gehandelt werden. Auf Grund ganz merkwürdiger Umstände erhielten wir eines Tages wirklich die Ausreisegenehmigung für unsere gesamte Hausgemeinschaft. Im Gegensatz zu den Polen, die für die Ausreise Zloty 250.- pro Kopf forderten, sprachen die Russen nur von einer Geldspende. Bedürftige erhielten freie Reise.

Mit sehr gemischten Gefühle erwarteten wir den Tag der Ausreise. Hinter uns liessen wir die Heimat, vor uns lag unbekanntes Land. Wir hatten seit sechs Monaten keinerlei Nachricht über das, was sich in übrigen Deutschland abgespielt hatte. Nur die Kapitulation hatte man uns mitgeteilt.

Von einem Geheimpolizisten begleitet, wurden wir mit unserer geringen Habe zum Bahnhof gefahren. In Viehwagen, zu sechszig Personen, wurden wir untergebracht, unsere R

unsere Rucksäcke waren unsere Sitzgelegenheiten. Ziel unserer Reise war Mecklenburg. Als wir nach sieben Tagen in Berlin ankamen, wurde uns gesagt, wer wolle, könne aussteigen. Das liessen wir uns nicht zweimal sagen. Tief bewegt betraten wir die Reichshauptstadt. Was würde sie uns bringen?

Nachzutragen wäre noch der Durchmarsch der gesamten Ostarmee, der sich in musterültiger Ordnung vollzog. Bis auf wenige Kameraden, die sie in kleinen Wagen mit sich führten, sahen alle tadellos aus. Singend zogen sie durch die Strassen. Kein Russe, kein Pole wagte es, die Unterhaltung zwischen uns und den Soldaten zu hindern. Sie sprachen uns Mut zu, sie teilten den letzten Bissen mit uns, sie hiessen uns ausharren bis zu ihrer Rückkehr! Sie sind alle in Sibirien gelandet.-

Abend-Abputz
Parteien

Heinrich Heine

Edelkühn

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

1-A

Das Gebäude des DNB in Berlin, schon mehrmals bombenbeschädigt, war den schweren Luftangriffen vom 3. Februar 1945 endgültig zum Opfer gefallen. Innerhalb einer knappen Viertelstunde war das große Haus, dessen altmodische, winkelige und staubige Zimmer und Gänge schon mehrere Generationen von Redakteuren des alten WTB und vieler ausländischer Nachrichtenagenturen beherbergt hatte, vom Dach bis zum Erdgeschoss niedergebrannt. Nur die Keller, in den letzten Jahren als Luftschutzräume eingerichtet, waren erhalten geblieben. Von jetzt ab würden die Redaktionen vollständig in den kleinen, aber technisch vollendet ausgestatteten Arbeitsbunker verlegt, das das DNB just wenige Tage nach der bekannten Versicherung Görings, dass niemals ein feindliches Flugzeug über Berlin erscheinen würde, in dem Vorort Buekow am Südostrand der Riesenstadt zu errichten begonnen hatte. Vorstand und Verwaltung bezogen das Gebäude der großen Versicherungsgesellschaft Allianz, das dicht an Wilhelmplatz, unmittelbar neben dem Neubau des Propagandaministeriums und dem einstigen Hotel Kaiserkof stand. Es war übrigens bezeichnend für die völlige Blindheit gegenüber konventionellen Möglichkeiten, dass das DNB, also eine private G.m.b.H., das einzige Unternehmen in Berlin blieb, das derartige Vorsorge traf. Kein einziges Ministerium und keine militärische Dienststelle in hatten es für nötig erachtet, einen bombensicheren Arbeitsbunker im Bereich der Reichshauptstadt zu errichten. Wozu sich die Leitung des DNB in düsterer Voraussicht entschlossen hätte, hielten sie zum Teil für eine Art Defaitismus. Sie waren daher mit Ausnahme des Propagandaministeriums, das bis zum Schluss weitgehend erhalten geblieben war + Goebbels bezeichnete diesen Unterschied zwischen seinen und den "bürgerlichen" Ministerien einmal als einen Fingerzeig der Vorsehung - ,neben und noch alle obdachlos geworden und gezwungen, provisorische Ausweichstellen ausserhalb Berlins zu beziehen, wo der Dienst nur mehr theoretisch als praktisch aufrechterhalten werden konnte, als kennzeichnender Umstand in dem riesigen, Monate währenden Zusammenbruch des Dritten Reiches.

Am Sonntag, 15. April, morgens, kam die Nachricht vom Beginn der russischen Offensive aus der Oderfront heraus auf Berlin. Die Versicherungen von oben, dass man diesmal im Gegensatz zu allen früheren Mälen den Feind nicht unterschätze und daher "ausreichende" Abwehrkräfte zur Verfügung ständen, erwiesen sich auch dieses letzte Mal als Bluff oder Irrtum. Noch ehe die Woche zu Ende ging, waren die Russen da. Am Vormittag des Samstag, 21. April, begann der Artilleriebeschuss. Langsam, aber stetig nahm er bis zum Abend zu. Die Bevölkerung begann sich in den Kellern einzurichten. Der Verkehr in der verbombten Innenstadt, seit langem schon sehr still geworden, ebte kaum merklich ab.

Der Sonntag, 22. April, war ein ~~klarer~~ kühler, aber klarer Frühlingstag. Ich verbrachte ihn in meinem Hause an Südweststrasse der Stadt und in meinem Garten, wo die Kastanien schon Kerzen angesetzt hatten. Wie an jedem Sonntag, an dem ich nicht selbst im Büro an meinem Schreibtisch sass, telefonierte ich noch mehrmals mit der Redaktion in Buekow. Sie arbeitete normal. Die Nachrichten gingen weiter an den Sender Königswusterhausen, der, wie es schien, sie ebenfalls noch normal ins Ausland weitergab. Aber die militärische Lage hatte sich schon wesentlich verschlechtert. Der Zangenriff um die Reichshauptstadt war offenbar in rascher Entwicklung. Man merkte es an Lärm der Artillerie und Hin- und Herbewegung, der jetzt auch von Süden kam. Dieser Lärm nahm zu.

Er steigerte sich auch in der Nacht und er steigerte sich weiter am Morgen. Es war Montag, der 23. April. Pausen in den dampfenden Rollen, unterbrochen von bellenden Knall und beständigem Krach, blieben aus. Ich versuchte den üblichen Morgensaruf bei der Redaktion. Im Gegensatz zu dem steten Getöse, das von draussen durch die Wände an das Ohr drang, blieb in der Leitung tiefe Stille. Der DNB-Busker antwortete nicht mehr.

In solchen Augenblicken muss man überlegen, was man nun zu tun hat. Den Rucksack packen und nach Westen davongehen, wo man mit etwas Glück wieder noch durchkommen konnte, oder den Rucksack packen und die Gefährten vieler Arbeitsjahre suchen, die ja nun irgendwo in der Stadt stecken mussten. Es war natürlich auch, dass sie zusammenbleiben würden und dorthin zu gelangen versuchten, wo sie am besten noch Schutz und Rat erlangen konnten, im Allianzgebäude an Wilhelmplatz. Was ich zu tun hatte, war somit klar.

Der Weg zur nächsten S-Bahnstation führte über Viesse, die schon voll Blumen standen. Die Luft roch nach Frühling. Aber diese Luft erlöste. Es war alles wie sonst, und doch ganz anders.

Die S-Bahn in Stadttrichtung fuhr tatsächlich noch. Das Bahnpersonal arbeitete so ruhig und selbstverständlich wie immer. In Schöneberg jedoch, an inneren Stadtring, ging es nicht weiter. Stadteinsparungen waren Geleise bereits zerstört, standen Züge ausgebrannt und zertrümmert auf den Seiten. Also ging man zu Fuss weiter. Obwohl die Stadt nun schon zwei volle Tage unter Feuer lag, waren die Strassen voll Menschen. Die Berliner Hausfrauen, die seit Langen schon so viel Leid und Mühsal trugen, standen wie an allen anderen Tagen seit Jahren in langen Schlangen vor den Geschäften. Man musste sich einklinken für das Leben in den Kellern. Geschäftliche Männer in Parteiuniformen und Volksturnleute, die Wagen und Passanten anhielten und nach Ausweisen fragten. Was und nach welchen Gesichtspunkten sie kontrollierten, war nicht ersichtlich. Das unruhige Bild in mich aufweisend gab ich nicht acht und mischte in dichteren Gedränge, nicht rasch durchwindend, prallte ich beinahe auf eine ~~knapp um Kopfeshöhe~~ knappe um Kopfeshöhe überragende Gestalt. Und starrte einen Gesenkten in das blasse Gesicht, die bläulichen Lippen und die halbgeschlossenen Lider. An einer Strassenbahnhaltestelle hatte man ihn kurzerhand aufgeknüpft, so, wie man ihn wohl aus seiner Wohnung oder dem Keller geholt hatte, nur mit Hose, Hemd und Weste bekleidet und mit Postoffeln an den Füßen. Das Deutschland Adolf Hitlers eroberte im Wahnsinn. Noch in diesen Tagen, als das Ende schon gekommen war, war "Führerbefehl" ergangen, jeden mit dem Tode zu bestrafen, der der Aufforderung, am Kampfe teilzunehmen, nicht nachkam oder seinen Zweifel an Endsiege Ausdruck gebe. Dass ein krankes Gehirn wahnwitzige Befehle gibt, ist jedem Psychiater eine bekannte und nicht einmal seltene Erscheinung. Aber dass sie jetzt in mehreren Fällen tatsächlich ausgeführt werden konnten, in aller Öffentlichkeit ausgeführt, kennzeichnet das Gespenstische dieser Tage und die Zerbrechlichkeit jener unsicheren Brücke, die die geistige Entwicklung von Jahrtausenden über die bösen Abgründe der Wahngebilde baute, die in Menschen auf ihre Entfesselung lauerten.

Je weiter ich durch die längst von Ruinen gesäumten Strassen nach der Stadtmitte vordrang, umso mehr wuchs der Lärm der Schlacht um Berlin. Volksturnmänner, diese Angehörigen des letzten, sinnlosesten und verantwortungslosesten Aufgebotes des "verbissenen Widerstandes", sperrten das ~~Zentrum~~ Regierungsviertel ab. Nur auf Umwegen und durch Ueberklettern der seit Wochen errichteten lächerlichen Barrikaden gelangte ich zum Wilhelmplatz. Von den starken deutschen Kräften, die laut amtlichen Ankündigungen angeblich zur Verteidigung der Reichshauptstadt zusammengezogen waren; war auf dem ganzen Wege nichts

zu sehen gewesen. Das Missverhältnis der Kräfte, vor allem an schweren Waffen, musste, das jetzt schon klar, trotz aller Verheissungen wiederum ein geradezu groteskes sein.

Der Wilhelmplatz lag in seiner ganzen ~~Extr~~ Ausdehnung fast menschenleer. Zwischen den Ruinen des Hotels Kaiserhof, das in seinen Innern einst so glanzvolle Empfänge gesehen hatte, und der stark beschädigten ~~alten~~ und der weitgehend zerstörten neuen ~~alten~~ Reichskanzlei, mit dem blossgelegten grossen Saale, in dem einst Bismarck während des Berliner Kongresses englische und russische Gegensätze zu vermitteln gesucht hatte, auf diesem Wege "vom Kaiserhof zur Reichskanzlei" breitete sich bereits die Oede einer versunkenen Welt. Nur vor dem Allianzgebäude stand ein Häuflein Menschen, etwa 30 Damen und Herren. Es waren das Redaktions- und das technische Personal aus dem DAB-Bunker in Buckow. Am frühen Morgen hatte er geräumt werden müssen. Die Russen standen davor. Der Rest eines grossen Presseunternehmens stand einsam und ohne jedes Arbeitsgut, abgeschnitten von der Welt, die einmal sein Wirkungsfeld gewesen war, auf der Strasse, über die sich schon ein leichter Schleier von Brandwolken und der Staub ~~war~~ nicht allzu weit entfernt lag, ~~den~~ einschlug zog.

Wieder war zu überlegen. Wer glaubte, noch nach Hause kommen zu können, sollte gehen. Nur wenige hielten diese Möglichkeit noch für gegeben. Sollte die übrigbleibende Mehrheit versuchen, zusammen nach Westen auszubrechen? Es war schon schwer genug gewesen, hierher zu kommen. Der Weg hinaus musste von Stunde zu Stunde schwieriger und gefährlicher werden. Kaum einer hatte mehr bei sich, als was er gerade an Leibe trug. Alle hatten ihre Wohnungen in Berlin. Wenn sie auch jetzt nicht danach sehen konnten, so wollten sie sich doch gleich, wenn alles vorbei war, darum kümmern. Ausserdem, wusste man, ob man der russischen Kampflinie nicht gerade entgegenlief, ob die Lücke in Westen nicht überhaupt schon geschlossen war. Schliesslich, wir hatten Frauen unter uns. Man musste ~~xxxxx~~ versuchen, hier irgendwo unterzukommen, obwohl es, wo man stand, offenbar gerade die Mitte des Hexenkessels war.

Dicht bei lag an der Mauerstrasse der Neubau des Propaganda-Ministeriums. Man bot uns einen Raum im Hochparterre an. Es gebe noch Strom, Rundfunkgeräte seien vorhanden, sogar Hellenpfeiler ständen zur Verfügung. Das Haus, oben schon geräumt, steckte im Keller noch voll Dienststellen und Menschen aus allen möglichen Aemtern. Wenn wir wenigstens das Rundfunk- und Hellmaterial der Feindspitze aufnehmen könnten, würde man doch wissen, was ~~xxxxxxx~~ draussen in der Welt ~~see~~ vor sich ~~gibe~~. Es konnte doch wichtig werden für das Schicksal derer, die hier in dem inner enger werdenden Kessel sass. Verpflegt könnten wir mit den übrigen Bewohnern des Ministeriums werden.

Wir nahmen an, obwohl wir nicht viel von der Sache hielten. Das heisst, wir glaubten nicht an ernsthaftige Arbeitsmöglichkeiten, an Licht, Radio- und Hellenpfeiler angesichts der russischen Feuerwalze. Stromleitungen galten Artilleriébesehuss nicht lange aus. Ausserdem waren wir jetzt die "höchsten" Bewohner des Ministeriums. Die Ueberzeugung, dass man uns das Hochparterre weniger aus Gleichgültigkeit gegenüber unserem Leben, als vielmehr infolge merkwürdiger Vorstellungen von der russischen Feuerkraft angeboten hatte, bot geringen Trost.

Im Ministerium befanden sich um diese Zeit wohl an die tausend Menschen, vorwiegend Beamte und Angestellte des Ministeriums selbst, männliche und weibliche aller Altersstufen. Die Männer waren, ohne Rücksicht auf ~~xxxxxxxxxxx~~ Rangstufe, schon vor längerer Zeit

erlaubt. Ruhige, verschlossene Gesichter, die kaum aufblickten, auch uns Zivilisten. Von dem Rest der Reichsführung, der hier irgendwo in der Nähe hausen musste, sahen wir nichts. Ja, die Auskuffte, die wir erzielten, waren eigentlich, wie sie immer gewesen waren in den letzten Jahren. Die Kämpfe seien sehr schwer, die Lage natürlich sehr ernst, aber verschiedene Gegenmaßnahmen durchaus möglich und auch schon geplant bzw. in der Ausführung begriffen. Bis zuletzt hielten sie an der durch keine Erfahrung, durch keine Katastrophen beeinflussbaren Tendenz fest, die man als Überschrift über die ganze Geschichte der deutschen politischen und militärischen Kriegsführung schreiben kann: "Von Illusion zu Illusion". Wenn die eine durch die Tatsachen widerlegt war, folgte die neue. Des letzten Bluff oder Irrtum, mit dem die Öffentlichkeit durch die Mitteilung von der angeblich alles Möglichkeiten Rechnung tragenden Verteidigungskraft der Reichshauptstadt getäuscht worden war, folgte der allerletzte. Nach den Informationen, die von "oben" kamen, stand die Emsatzung Berlins durch starke, von allen Seiten auf die Stadt vorrückende "Kampfstarke Divisionen" unmittelbar bevor. Ihre Spitzen sollten schon diesem oder jenem Vorort erreicht haben. So war es am Montag; so war es am Dienstag, so war es am Mittwoch und so war es am Donnerstag, den am 26. April, als wir zum letzten Mal über den von Staub der Einschläge wie in einem Nebel liegenden Wilhelmplatz zur Reichskanzlei hinübersprangen.

Wir spürten nur, dass die Russen näher kamen. Und immer wieder fiel uns auf unseren Ausflügen auf, wie selten man deutsche Soldaten sah oder Angehörige des XX noch schnell aufgestellten "Freikorps Hitler", die, darunter auch Mädchen und Frauen, Panzerfauste auf ihre Fahrräder geschmalt, zu ihren Einsatzpunkten fuhren. Aber sie kamen nicht von den Einsatzzonen, konnten nicht davon kommen. Denn ^{hier} waren nicht vorhanden.

Ab Donnerstag, war nicht nur eine weitere erhebliche Steigerung des feindlichen Artilleriefeuers, sondern jetzt vor allem auch der feindlichen Lufttätigkeit festzustellen. Kaum schien das Bereiten der Artillerieeinschläge nachzulassen, als die Luft vom Surren der Motoren zu dröhnen begann. Hunderte von Maschinen liessen ihre Bombenlast auf den knappen Raum niederrausen, der von Berlin noch in deutscher Hand geblieben war. Die Stadtsilhouette um den Wilhelmplatz glich den Schlachtenbildern alter Meister. Schwarz von Rauchwolken und gelb und rot von Flammen wölbte sich der Himmel ringsum. Wie verirrt aus einer anderen Welt hing das frische Grün der neubelaubten Bäume in dem Dunst und Gestank. Von Stunde zu Stunde verwandelten sich, inner weiterer Vernichtung, preisgegeben, die Ruinen, die den Platz säunten.

Die Nacht zum Freitag, den 27. April, und die folgenden Tage waren das Inferno schlechthin. Da die Keller überfüllt waren, hausteten wir von DNB noch immer in dem Obergeschoss an der Mauerstrasse. Der Freitag beendete unser dortiges Dasein. Von den Einschlägen, die in die Mauerstrasse herunterkrachten, traf einer auch in ein Fenster des von uns belebten Raumes. Vier von uns wurden verwundet. Der Raum fing Feuer. An diesem Tage ging auch ein grosser Teil der oberen Stockwerke in Flammen auf. Die Hitze im Keller wurde unerträglich.

In dem kleinen Ambulanzraum im Keller liessen wir uns verbinden. Ein Arzt und zwei Schwestern walteten dort ihres Amtes. In nirgendwo sind wir menschliche Hilfslosigkeit und menschliches Blindsein so zum Bewusstsein gekommen wie zwischen diesen äthergeschwängerten Wänden. Auch verwundete Soldaten erhielten hier ihre erste Behandlung. Erst kamen wenige. Dann wurden es viele. Schliesslich reichten weder der Raum, noch das Personal auch nur annähernd aus. Blutjunge Soldaten kamen herein, die meisten mit schweren Schüssen, manche

fast ohnmächtig, wimmernd vor Schmerzen. Die Mehrzahl musste in den Lazarettbunkern in der Reichskanzlei verwiesen werden. Auch dort war der Andrang, wie wir bald erfuhren, nicht zu bewältigen. So wurden viele der Unglücklichen, wenn es ihnen gelang, den Wilhelmplatz lebend zu überqueren, nach der angeblich grösseren Verbandstelle im Zoo-Bunker verwiesen. Der Tag für einen mühtigen Fussgänger eine gute halbe Stunde entfernt. Der Weg, dorthin führte durch Trümmer-Übersäte, unter schwerstem Feuer liegende Strassen. Die meisten Soldaten waren ortsfremd, viele vielleicht zum ersten Mal in Berlin. Es können nicht allzu viele, die sich dorthin zu schleppen versuchten, angekommen sein.

Am Freitag Abend zog das DNB, Männer und Frauen, in den Bunker, in den die dicht neben dem Hotel Kaiserauf stehende ehemalige evangelische Kirche umgewandelt worden war. Es war die Kirche, in der einst Schleiermacher gepredigt hatte. Die Erzbüste dieses berühmten deutschen Theologen stand noch vor dem Bunkereingang, unversehrt inmitten der Trümmer.

In diesem Bunker verbrachten wir die letzten Tage. Viele Zivilisten hatten hier Unterkunft gefunden, Frauen vor allem, manche darunter, die ihre Säuglinge wickelten und stillten. Hier waren sie sicher. Der Kirchenbunker hat allen Volltreffern, Salven von Stalinorgeln und manchen Fliegerbomben standgehalten. Er zitterte nur, wenn es an seine Betonmauern schlug. Nachts schliefen wir eng gedrängt zwischen den grauen Wänden. Der Tag fand uns trotz allem häufig wieder für kurze Zeit im Keller des Ministeriums. Hier gab es noch kalte Verpflegung. Ausserdem blieb uns die Neugierde. Wenn wir nicht in die Mauerstrasse eilten, verliessen wir unser Obdach nur morgens, um von einem nahegelegenen Brunnen Wasser zu holen. Auch Leute aus den Kellern der Wohnhäuser riefen uns versuchten dies. Wir trafen sie am Brunnen oder sahen es an den Leichen, die auf den Wegen zu ihm lagen. Am Samstag, Sonntag, Montag: ein Abflauen der Feuerwalze war kaum noch, und dann nur für wenige Minuten, zu spüren.

Am Abend des Dienstag, 1. Mai, liess der Beschuss nach. Es schien uns das Zeichen zu sein, dass nunmehr der Vorhang fiel. An diesem Abend sprang ich mit Dr. Albrecht zum letzten Mal hinüber ins Ministerium. Wir wollten Fritzsche aufsuchen, um von ihm Näheres zu erfahren. Schon an der Stimmung, die wir im Ministerium antrafen, erkannten wir, dass das Ende eingetreten war. Aufbruch! Eben war der Staatssekretär, Naumann, mit dem Volkssturzbataillon zu einem Durchbruchversuch nach Westen aufgebrochen. Dass dieses Unternehmen für viele in Gefangenschaft oder Tod enden musste, war zu erwarten.

Fritzsche hatte es abgelehnt, sein Personal zu verlassen, da das ja auch zahlreiche Frauen gehörten. Wir fanden ihn in einem winzigen Raum des Kellers, seines letzten Dienstzimmers. Er war ruhig und gelassen wie immer, ohne eine Spur von Erregtheit. Er sagte uns, dass Hitler seit über 24 Stunden tot sei. Als der höchste noch in Berlin an seinem Platz stehende Reichsbeamte habe er den Russen die Kapitulation angeboten. Es ist kein Zweifel, dass er mit diesem Entschluss zu dem er sich selbst als nicht legalisiert bezeichnete, vielen Menschen das Leben gerettet hat.

Unsere Erschütterung war gross. Nicht über dieses Ende, das zu erwarten gewesen war. Aber: seit über 24 Stunden war also das Dritte Reich von seinen Führern endgültig aufgegeben, man selbst hatte für sich die Konsequenzen daraus gezogen und die Soldaten liess man weiter kämpfen und sterben für dieses Reich. Man hatte sie nicht unterrichtet.

Im Kirchenbunker hielten wir bei spärlicher Kerzenbeleuchtung unsere letzte Betriebsversammlung, ab. Wir beschlossen, die Russen

an der Stätte zu erwarten, die uns so viele Jahre eine Heimat gewesen war. Über Häuserschutt und durch Trichter gingen wir zum DNB-Haus zurück. Dort im Keller, unter den Ruinen unserer ehemaligen Arbeitsräume, verbrachten wir die letzte Nacht. Am Mittwoch, 2. Mai, hörten wir schon am frühen Morgen aus unmittelbarer Nähe die heiseren, fremdartigen Rufe der russischen Soldaten. Dann standen die ersten plötzlich zwischen uns. Sie führten uns zu einem Sammelplatz. Von dort aus konnten wir, da wir alle Zivilisten waren, nach Hause gehen.

Wir wanderten noch ein Stück gemeinsam durch die zerschossenen Straßen. Riesige russische Panzer überall, Geschütze jeglichen Kalibers, Pferde, Wagen, Soldaten der verschiedensten Völkerschaften aus den endlosen Weiten Russlands. An einer Straßenkreuzung gaben wir uns die Hand und gingen nach verschiedenen Richtungen, unseren Wohnungen zu, auseinander. Das war das Ende des DNB.

Institut für Zeitgeschichte

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

G

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

F

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

E

Glogau.

Nach den furchtbaren sieben Wochen der Belagerung der Festung Glogau und der ersten Schreckenwochen nach der Einnahme begann für die restlichen Einwohner von Glogau endlich eine Zeit des Aufatmens. Alle Deutschen wohnen im Zivillager Hindenburgkaserne zusammen. Eine eigene Volksküche sorgt - z.T. aus russischen Vorräten - für die Verpflegung. Ein Krankenhaus mit fünf Ärzten, ein Kindergarten und Ende Juni auch eine Schule wurden mit Genehmigung des russischen Kommandanten eingerichtet. Die Arbeitspflicht war streng, aber nicht unmäßig. Alles ließ eine gute Weiterentwicklung erhoffen, bis gegen Ende Juni die Polen die Zivilverwaltung übernahmen.

Polnische Milizen hatten schon vorher die deutsche Bevölkerung durch Plünderungen und Gewalttätigkeiten bedrängt. Am 25. Juni begann dann die Vertreibung der Deutschen. Am 26. Juni wurden fast 2000 Glogauer binnen zwei Stunden aus der Hindenburgkaserne gejagt. Die polnischen Soldaten überboten sich in ihrem brutalen Vorgehen. Mit Peitschenhieben und Kolben schlägen wurden zumal die Älteren, die nicht so schnell fertig werden konnten, bearbeitet. In vielen Orten war eine viel kürzere Frist gesetzt. Oft nur 15 Minuten. Die Durchführung der Trecke war in keiner Weise vorbereitet. Ohne Ärzte und Krankenschwestern, ohne genügende Nachtquartiere ohne jegliche Verpflegungsausgabe, oft im Biltmpe bei sommerlicher Hitze sodaß viele Ältere zusammenbrachen und starben, dazu von den zum Schutz mitgegebenen polnischen Soldaten vielfach geplündert, unter mancherlei Schikanen wurden die Glogauer mit ihren Handwagen 120 km bis zur Weisse getrieben. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt: wie das Vieh getrieben, um dort durch eine letzte zweifache Kontrolle noch einmal gründlich erleichtert zu werden. In Forst wurden die Tausende von Menschen, die inzwischen von allen Seiten dorthin deportiert waren, einfach ihrem Schicksal überlassen.

In Glogau selbst war nach der Abtransportierung der Deutschen die erste Tat der Milizen eine gründliche Plünderung und Zerstörung der verlassenen Wohnungen. In Liegnitz wurde die Bevölkerung mehrere Male ausgewiesen. Nach kurzer Zeit konnten sie immer wieder zurückkehren, fanden aber nur noch ausgeraubte Wohnungen vor. Die allgemeine Unsicherheit ist für die wenigen Zurückgebliebenen - meist unentbehrliche Arbeitskräfte - nervenzermürbend. Auf den Landstraßen werden Frauen und Männer trotz richtiger Ausweise oft zu einem oder mehreren Tagen Landerbeit eingefangen. Auf den Bahnhöfen und Sögen spielen sich besonders des Nachts widerliche Plünderungsszenen und Gewalttätigkeiten ab, freilich nicht nur von Polen. Aus den Gärten ist nichts zu ernten, weil vorher schon alles gestohlen ist. Dagegen verdirbt auf den Feldern eine herrliche Ernte. Das fruchtbare schlesische Ackerland gleicht einer Steppe, dazwischen völlig ausgestorbene Dörfer. Nur ganz wenige Ortschaften sind von den Polen dünn besiedelt, die auch nur das Notwendigste für sich ernten. Einen kleinen Teil der diesjährigen so guten und überreichen Ernte holen noch die russischen Kommandanturen ein. Mindestens 60% aber bleiben liegen. So wird das Gnadengeschenk Gottes für diese Notzeit durch verblendeten Menschenhaß vernichtet. Teils, weil der Pole alle deutschen Arbeitskräfte ausgewiesen hat und selbst zur Arbeit zu bequem ist, teils, weil er bewußt eine Hungersnot für die deutsche Bevölkerung herbeiführen will. So äußerte ein polnischer Korporal einer Frau gegenüber, die für ihre hungernden Kinder um Essen bat: "Ihr sollt ja verrecken!" Während russische Soldaten öfters den Deutschen von ihrer Verpflegung geben, tun es die Polen grundsätzlich nicht. Auch ist Anweisung gegeben, keine neue Bestellung der Felder vorzunehmen. Die Behandlung der deutschen Arbeitskräfte ist brutal und viel, viel härter als seitens der Russen, so daß öfters Deutsche alles im Stich lassen und über die Grenze (Lausitzer Weisse) fliehen.

Was

I/19-16a

Was sind nun die Folgen der Maßnahmen der polnischen Zivilverwaltung?

Das Furchtbarste: Ein ganz unbeschreibliches Flüchtlingselend der vertriebenen Schlesier. Diese finden in den anstoßenden deutschen Gauen - Sachsen und Brandenburg - keine Aufnahme. Mecklenburg ist überflutet. Auf den Landstraßen hin- und herirrend verkommen diese armen, heimatlosen Menschen. Die Hungersnot ist bereits da und wächst von Tag zu Tag. Die Sterblichkeit der Älteren und Kinder ist erschreckend emporgeschwellt. Krankheiten und Seuchen, vor allem Ruhr und Bangertypus, können kaum noch in Schranken gehalten werden. Auf den Landstraßen sind die Vertriebenen immer noch der Plünderung ausgesetzt. Verlieren oft ihre letzten Habeleistungen, ja wurden sogar ihrer Anzüge, Schuhe usw. entkleidet. Alle Rückwandererversuche nach Schlesien, um diesem Elend zu entgehen, verhindert der Pole. In Tesplitz, der polnischen Grenzstation bei Forst, werden die Deutschen von den Zügen geholt, ihres Gepäcks oft ganz beraubt und zu Fuß zurückgejagt. Diese beginnende Hungers- und Kinderkatastrophe geht allein auf die Verantwortung der Polen.

Cottbus, im September 1945.

Institut für Zeitgeschichte

BERICHT UND EINDRÜCKE
AUS DEN KAMPFTAGEN

DER FESTUNG

GLOGAU

VON SCHAUSPIELER
SERVAS LANTIN

In den ersten Tagen des Februar 1945 wurde von den zurückgebliebenen Einwohnern und den Soldaten und Volkssturmännern in der Festung Glogau ein Schlemmerleben von den vielen Vorräten geführt.

Am Sonntag, den 11. 2. und Montag, den 12. 2. hatte der Russe die Einkreisung durchgeführt und waren wir eingeschlossen.

Da ich in meinem Dienst als Kraftfahrer bei der Luftschutzpolizei keine Verwendung mehr hatte, kam ich in das Geschäftszimmer des Versorgungsregimentes. Hier habe ich 14 Tage sehr gut gelebt, weil wir alle zuerst die Belagerung nicht ernst genommen hatten. Erst als uns Ende Februar der Russe mit seinen Stukas zu Fuß (schw. Granatwerfer) beschoß und so nach und nach die ganze Stadt in Brand geriet, merkten wir, daß es Ernst wurde. Zuerst brannte der gesamte Markt ab, und da Ostwind herrschte, brannte die Langstraße, Straße der SA, nebst allen Verbindungsstraßen herunter. Einige Tage später kam das Kasernenviertel — wo die gesamte gelagerte Munition hochging — an die Reihe. Im Anschluß daran brannte das Post- und Krankenhausviertel nieder. Auch das Heeresverpflegungsamt mit den gesamten Vorräten, darunter u. a. 4 Millionen Zigaretten, wurde ein Opfer der Flammen.

Von diesem Tage an spürten wir den Ernst der Belagerung auch an der Verpflegung. Nach und nach verstärkte der Russe den Beschuß mit

Artillerie, sodaß das Straßenleben, welches zuerst nur in den Stunden des ärgsten Beschusses abebbte, sich jetzt vom Abend bis in die frühen Morgenstunden verlagerte. Da der Russe mit seinen Angriffen nicht den gewünschten Erfolg hatte, ging er Ende März zu Fliegerangriffen am laufenden Band über. Fast ohne Pause kreisten die russ. Flieger von früh 7 Uhr bis zum Abend über der Stadt, warfen Bomben und beschossen alles Lebendige mit Bordwaffen. War es bisher bei dem fortwährenden Aribeschuß nicht angenehm, so wurde es jetzt bei der starken Fliegertätigkeit direkt ungemütlich.

Da es nichts mehr zu versorgen gab, war ich inzwischen von dem Versorgungsregiment zum Volkssturm übergewechselt und war zum Todesball Weckler gekommen. Die Neuaufstellung des Batl. wurde gerade von Weckler vorgenommen, da von den unsprünglich zum Batl. gehörenden 1100 Mann nur noch wenige, außer dem Stabe, in den Kämpfen übrig geblieben waren. Zur Zeit meiner Versetzung waren wir noch über 400 Mann, 10 Tage später aber zählten wir mit den Verwundeten nur noch 98 Mann.

Während des Bombardements seitens der Flieger mußten wir viel aushalten. Was die Stukas zu Fuß nicht zerstörten, vernichteten die, den ganzen Tag pausenlos, abgeworfenen Bomben. Aber auch der stärkste Beschuß und ärgste Bombenregen stumpfte uns mit der Zeit ab und wurden wir immer wagehalsiger. Mitten unter den Fliegerangriffen brachten wir es fertig, unsere Häuser zu löschen. So haben wir z. B. dreimal die ausgebrochenen Brände in Baiers „Goldenen Löwen“ gelöscht. Einmal hatten Sonntagmittag russ. Flieger Phosphorbomben auf Hänel und den „Goldenen Löwen“ geworfen und haben wir trotz aller Fliegertätigkeit die Brände niedergehalten und später ganz gelöscht. Immer wenn die Flieger am anderen Stadende waren, haben wir zugepackt. Erst wenn sie wieder herankamen, und uns mit Maschinengewehrfeuer beharkten, gingen wir schleunigst durch die Dacklücken in Deckung.

Ich war beim Volkssturm im Hotel „Hindenburg“ kaserniert. Auch hier haben uns die Flieger mit Bomben über Bomben bedacht. Aber immer wieder gelang es uns die Brände zu meistern, teils durch Regen, und meistens durch Wasser und Sand. Als die Wasserversorgung durch das Werk ausfiel, haben wir die Brandherde mit Oderwasser, welches durch Eimerketten befördert wurde, bekämpft. Zum Glück waren ein Teil der Bomben Blindgänger. Trotzdem hatten wir aber immer wieder Verluste zu beklagen.

In den Tagen der Dauerfliegertätigkeit hatte es aber auch der Russe verstanden, sich langsam und ohne viel Aufsehen durch die Außenstadt heranzuarbeiten. So drückte er vom Stadion bis zur Promenade, von Rauschwitz und Brostau bis an die Leunatankstelle. An dieser

Stelle hatte die Handwerkerkomp. des Kaufhauses und der Zug vom E.Werk große Verluste. Leider ohne Erfolg, denn der Russe drückte auch bis zur Pestalozzischule. Von der Vorstadt kam der Russe über den Bahnhof bis zum „Hindenburghotel“ und am Karfreitag waren wir 600 Mann im „Hindenburg“ plötzlich von allen Seiten eingeschlossen. Nach einem Kampf, der den ganzen Tag andauerte, und in dessen Verlauf uns der Russe sogar aus seinen Panzern jenseits der Oder beschoß, drang der Feind zum Abend in unsere Keller ein. Da uns die Munition ausging, mußten wir in der Nacht die Uebergabe annehmen. Die Stadt fiel dann am Ostersonnabend bzw. Ostersonntag restlos in die Hand der Russen.

Wir Ueberlebende kamen in die Gefangenschaft und wurden über Rauschwitz-Taueg, nach Grünberg in das G.P.U.-Lager gebracht. Die Luftschutzpolizei kam mit der grünen Polizei, auf die der Russe besonders scharf war, zusammen mit allen Pgs., dazu.

In dem Lager wurden wir 14 Tage lang verhört. Die Pgs. wurden einzeln vernommen. Diejenigen, die nachwiesen, keine Pgs. gewesen zu sein, kamen in das Sammellager Sommerfeld und nach wenigen Tagen in das gleiche Lager Sagan. Diese Fußmärsche waren die schlimmste Leidenszeit für uns. Anscheinend sollten wir den im Vormarsch auf Berlin befindlichen jungen russischen Soldaten gezeigt werden, um ihnen Mut einzuflößen. So wurden wir alle kreuz und quier über die überfüllten Straßen geschleppt. Da es an Spott und vor allem an Ausfälligkeiten und Uebergriffen nicht fehlte, verloren wir dabei noch manchen Kameraden. In Sagan blieben wir bis zum 1. Mai und kamen dann in das Stammlager Kreuzburg. Hier wurde ich Ende August entlassen. Von Kreuzburg bin ich in Güterwagen, zum größten Teil aber zu Fuß, über Breslau, Liegnitz, Glogau, Sagan nach Mühlhausen gekommen. Ich bin also Ende August, Anfang September nochmals bei prachtvollerem Wetter durch unser schönes Schlesien gewandert. Die Ruinen von Breslau sah ich, auch das Leben der Polen in dem unzerstörten Liegnitz. Keine Stadt ist aber so 100prozentig zerstört wie unser Glogau. Tatsächlich steht nur noch die Hindenburgkaserne und das Hauptlazarett an der Rauschwitzerstraße. Hier lebten die letzten Glogauer Einwohner, damals 8-900. Alles andere muß als zerstört gelten. Wenn auch hier und da noch ein Haus steht, so spielt das bei der Totalzerstörung keine Rolle, zumal auch diese Häuser durch Bomben- und Granatbeschuß Schaden erlitten haben. Ich habe mit dem sog. polnischen Polizeipräsidenten gesprochen und ist es gut, wenn sich jeder Glogauer mit dem Gedanken vertraut macht, Glogau als seine Heimatstadt abzuschreiben.

Es ist für uns alle, die wir heute mehr denn je an jenem Stückchen Erde hängen, das wir Heimat nannten, und mit dem wir verwurzelt waren, ein wenig tröstlicher Gedanke, aber leider bittere Wahrheit.

Tote aus Glogau

Gefallen:

Kaufmann Goreck; Destillateur Gräser; Buchdr.-Besitzer Altmann; Schneidermstr. Weiß; Milchhändler Leißner; Zig.-Kfm. Scobel; Bau-
führer Grottko; Baumstr. Grulich; Kurt Kandler; Walter Kandler;
Friseur Maß; Kaufmann Mehlhose; Malermstr. Strauch; Schok.-Kaufm.
Nerlich; Fleischermstr. Herwig; Elektromstr. Rettig; Bäckerstr. Weiß,
Tischlermstr. Roß; Chauffeur Maschke (E.Werk); Oberst Nitschke
(Fiedlermühle); Kaufmann London; Schuhm.-Mstr. Grond; Lehrer See-
wald; Lehrer Frank; Pohl a. Zarkau; Schleicher v. E.Werk; Plock v. E-
Werk; Optiker Dreßler; Neumann v. Finanzamt; Oberst Schön; Dentist
Rieger; Hammerschmidt v. Fa. Kahl; Fischerstr. Leuschner; Fischer-
meister Besser; Direktor Goepel A.E.G.; Direktor Gille, Kreishaus;
Herb. Rausch, Magistrat; Kuhnert, Sohn v. Dentist Kuhnert; Tchichelki,
Gaswerk; Haller, Gaswerk; Pohley, Kreisbank; Golz, Hoffmeister; Wolf,
Hindenburghotel; Baumgart, Bauamt; Galzka, Bäck.-Genossenschaft;
Laube, Standesamt, Walter Stelzer.

Rechtsanwalt Leonhard; Zahnarzt Fritzsche; Studienrat Sittig; Morgen-
besser; Rechtsanwalt Goethe u. Frau; Apotheker Günther; Woitas und
Frau; Keudler sen.; Eisner u. Frau (Finanzamt), sämtl. Selbstmord;
Frau Horschler sen., tot; Brückner, erschossen; Dittmann N.S.V., er-
schossen; Schwandowski jr., erhängt; E. Kallus (E.W.) in Cottbus gest.

★

Vermißt, sodaß mit ihrem Tode zu rechnen ist: Buchhalter Lux
(E.W.); Ofenarbeiter Gramsch (verwund.); Kantor Gollnik; Fleischer-
meister Besser; Fleischermstr. Triller, Kaufm. Ciupka; Oskar Reiche
(E.W.); Klempnermstr. Stöck; Fri. Sandler (v. Mucha); Destill. Zein;
Oehlke, Reichsb.; Großmann, Reichsb.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Abschrift!

DIE GRAUDENZER FRONT

18. 2. 1945

Der Agitationsjude Stalins,
 ilja Ehrenburg, ruft am 3. 2. 1945 in ~~mdxx~~
 einem neuen Hassartikel die "Rote Armee
 auf:

"Die Rotarmisten brennen, als seien sie
 aus Stroh, um die Deutschen und ihre
 Hauptstadt zur Brandfackel ihrer Rache
 zu machen. Nach Berlin! Diese Worte lassen
 sogar die Toten auferstehen, das bedeutet
 Leben. Ihr Rotarmisten, die Stunde der
 Rache hat geschlagen."

 Aus: Die Graudenzler Front, Zeitung für
 Soldaten und Bevölkerung in der Festung
 Graudenz. Herausgeber: Die Kreisleitung
 der NSDAP in Zusammenarbeit mit einem
 NS-Führungsstab, Sonntag 18.2.1945, Nr.19.

b. 151

CHRIST UND WELT

EIN INFORMATIONSBLETT

SCHRIFTFÜHRUNG

STUTT GART-O, den
Steingrabenweg 7, Postfach 927
Ruf 91694/94416, Telegramm: Evangverlag

Unsere Antwort:

Deutschland wird das Grab der roten Bestie. Wir sind härter, wir sind stärker. Jetzt ist unser Hass ohne Grenzen, schlägt die Schänder und Verwüster der deutschen Gaue tot! Vernichtet die rote Flut, ehe sie in ihre Steppe zurückweicht, schlägt die Bestien tot, wo ihr sie trifft!

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Der Untergang der "Wilhelm Gustloff".

=====

Wir hatten auf der "Cap Arcona" am Abend des 30. Januar 45. Freunde besucht und gingen gegen 23 Uhr wieder an Land. Im Hafen herrschte auf allen Booten eine gegen alle Gewohnheit fieberhafte Tätigkeit. Eben machten die neben der "Cap Arcona" liegenden Torpedoboote los und gingen in See. Was ist denn los? Wir liefen zu unserem Minensuchboot, mit dem wir erst vor wenigen Stunden eingelaufen waren. Auch hier wurde Seeklar gemacht. In fieberhafter Eile. "In zwanzig Minuten laufen wir aus" erklärte der Kommandant der "Wilhelm Gustloff" sinkt - hoffentlich können wir noch helfen."

An sich war die ganze Rettungsaktion von vornherein zum Scheitern verurteilt, denn die Schiffe liegen im Hafen nicht unter Dampf, und es dauert mindestens 30 Minuten, meist bis zu zwei Stunden, bis ein Schiff den nötigen Dampf aufgemacht hat. Dazu kommt die Fahrzeit zur Unfallstelle - in diesem Fall fast ^{zwei} Stunden. Wird sich der "Gustloff" solange über Wasser halten können? war die bange Frage. Wir wussten nicht, wie schwer er havariert war - er hatte nur kurze SOS-Meldungen gegeben, man wusste dass drei Torpedos das Schiff getroffen hatten. Man wusste, dass etwa 3 000 Menschen an Bord waren - neben einer kleinen Zahl Verwundeter die Frauen und Kinder der in Danzig und Gotenhafen stationierten Marineangehörigen und Marine-Zivilpersonal, Nachrichten- und Stabshelferinnen und Rote-Kreuzschwestern. 3000 Frauen und Kinder! Ich selbst wusste Bekannte, bei denen ich noch vor Kurzem in Danzig zu Gast war, an Bord. -

Seit Stunden liefen wir mit Aler Kraft in die Nacht. Die ständig einlaufenden Funkmeldungen hatten bereits ein ziemlich klares Bild ergeben. Danach waren die schnellen Räumboote aus Kolberg zuerst an der Unfallstelle kurz darauf kamen Räumboote aus Hela und zwei Schiffe, die in der Nähe der Unfallstelle waren. Die "Gustloff" war innerhalb 15 Minuten gesunken. An Überlebenden wurden etwa 900 Menschen von den Räumbooten übernommen, und dann wieder an die grösseren Schiffe abgegeben. Als wir 4 Stunden nach der Torpedierung die letzte Position der "Wilhelm Gustloff" erreichten, war nichts mehr von der Katastrophe, welche sich hier abgespielt hat zu sehen. Unbeteiligt und dunkel rollte die Dünung.

Wir bekamen FT-Befehl nach Swinemünde zu gehen.

Hier hatte ich Gelegenheit, den Verlauf der Katastrophe zu rekonstruieren. Jede Veröffentlichung über den Fall war vom Propagandaministerium verboten worden. Doch wie ein Lauffeuer fegte die Nachricht vom Untergang der

"Wilhelm Gustloff" durch alle Unterkünfte und Flüchtlingslager. Viele schworen, kein Schiff zu betreten - lieber von den Russen... Bei den späteren Transporten löste jede kleine Unregelmässigkeit panikartige Furcht aus. Nur die völlige Lethargie allem gegenüber liess die Menschen zum grössten Teil auf die Schiffe gehen - so oder so, es ist ja egal, vielleicht kommen wir durch, dachte man.

Als die "Gustloff" aus Gotenhaven auslief, hatte sie gerade soviel Öl in den Bunkern, als sie bis zum Bestimmungshafen brauchte. Öl und Kohle war schon Mangelware und es wurde in erster Linie für den Einsatz der Kriegsschiffe gebraucht. Die vorhandene Ölmenge bestimmte die Fahrtstufe, denn nur bei einer ganz bestimmten Geschwindigkeit wurde das Öl am rationellsten ausgenutzt. Sowohl bei Überschreitung, als auch bei Unterschreitung der Geschwindigkeit war der Ölverbrauch grösser und damit der Aktionsradius geringer. Ein Erreichen des Bestimmungshafens also in Frage gestellt. Die "Gustloff" lief im Geleit mit mehreren anderen Schiffen und die Geschwindigkeit des langsamsten Schiffes bestimmt die Marschgeschwindigkeit des Geleits. Auf dieser Fahrt nun hatte eines der Geleitschiffe einen Maschinenschaden und musste mit der Geschwindigkeit für einige Zeit heruntergehen. Es wurde vereinbart, dass die "Gustloff" mit Rücksicht auf die Ölvorräte ihre Geschwindigkeit beibehält und vorausläuft, ~~und~~ später wartet und das Geleit auflaufen lässt. Hier allerdings widersprechen sich auch die Nachrichten, denn auch das ganze Geleit konnte gestoppt liegen bleiben oder mit langsamster Fahrtstufe die Reparatur abwarten. Man war jedoch im U-Boot-gefährdeten Gebiet und die Gefahr war bei allen Möglichkeiten gleich gross. In jedem Fall lag die "Gustloff" zur Zeit der Torpedierung gestoppt und ^{die} Silhouette des Schiffes hob sich vom Nachthimmel dunkel und klar ab. Das russische U-Boot schoss aus nächster Nähe einen Fächer von drei Torpedos ab, welche das Schiff im Vor- und Achterschiff und mittschiffs trafen. Sofort brach das Schiff in drei Teile auseinander, das Mittelschiff, der Teil etwa zwischen den beiden Masten, hielt sich noch etwa 15 Minuten über Wasser, während Vor- und Achterschiff wenige Minuten nach dem Treffern versanken. An eine geregelte Rettungsaktion seitens der Schiffsführung war überhaupt nicht zu denken. Es fielen sofort sämtliche elektrischen Anlagen aus, im ganzen Schiff brannte kein Licht. Nur wer in der Nähe der ins Freie führenden Schotts war oder wer sich an Oberdeck aufhielt konnte ins Wasser springen. Die grauenhaften Szenen, welche sich bei jeder Schiffskatastrophe abspielten, wurden hier dadurch gesteigert, dass sich fast nur Frauen und Mädchen an Bord befanden und das Schiff mit 3 000 Fahrgästen überladen war. Man wird nie erfahren, welche Dramen sich ^{im Schiffsinnen} in der Zeit von 15 Minuten abgespielt haben - es gibt niemanden, der lebend herauskam.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

H

Institut für Zeitgeschichte — Archiv

5

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

K

Kattowitz, den 5. November 1944

Lieber Vater!

Heute war ich wieder mit meinen Mädeln schippen. Es ist ein doller Betrieb Sonntags. Schon in aller Herrgottsfrühe sind die Strassen mit singenden und marschierenden Kolonnen angefüllt: Betriebe, politische Organisationen und die Gliederungen, Schulen und Freiwillige. Am Bahnhof eine Menschenmenge kaum durchzukommen. Ein Zug nach dem anderen verlässt die Halle. Na, klappen tut der Laden- das muss man ihnen schon lassen. Organisieren können sie. Auch mit der Verpflegung. Es ist bestimmt keine Kleinigkeit, für tausende und abertausende von Menschen Tag für Tag die Lebensmittel heranzuschaffen und dafür zu sorgen, dass jeder eine warme Mahlzeit bekommt. Ausserdem wird noch Kaffee gekocht und Kaltverpflegung ausgegeben. Die Frauenschaft hat sich dabei wirklich ganz gross bewährt- das muss ihr der Neid lassen. Viele sind schon ein Vierteljahr draussen und kochen und haben doch zu Hause auch ihre Familien. Und unter was für primitiven Verhältnissen sie oft arbeiten! Jetzt z. B. regnet es schon die zweite Woche ununterbrochen. An der Stelle, wo wir heute waren- Namen darf ich im Feldpostbrief nicht nennen- haben sie nicht einmal eine Küche oder wenigstens einen überdachten Schuppen, in dem die Herde stehen. Nein, die primitiven Feuerstellen, aus Backsteinen zusammengemauert und mit offenem Feuer versehen, sind einfach unter freiem Himmel. Da stehen nun die Frauen, in Regenmänteln und Kapuze, an sechs Feuerstellen nebeneinander, im strömenden Regen und bei zehenden Qualm und rühren, rühren, rühren. Stundenlang. Mit Begeisterung. Und das ist hier keine Phrase. Die Unterkünfte für die Dauermieter sind ebenfalls sehr primitiv. Ich traf heute in unserem Abschnitt Onkel Fritzchen, der weidlich über die Lagerstätten, einschliesslich Wanzen und Flöhen, schimpfte. Er soll sich man nicht so haben, denn wenn er an der Front wäre wie Du, dann würde er wohl manchmal froh sein, wenigstens ein Dach über dem Kopfe zu haben und es nicht dauernd "donnern" zu hören. Freilich, eine Opernpremiere ist interessanter und gerechterweise muss man ja anerkennen, dass Kapellmeisterhände zu etwas anderem besser taugen als den Schippenstiél zu handhaben. Wir waren heute an unserem Abschnitt dreitausend Leute und haben ganz schön was geschafft. Bloss wozu das Ganze gut sein soll, das verstehe ich in meinem dummen Untertanenverstand nicht ganz. Ist wohl aber auch nicht nötig. Die oben werden's schon wissen. Hofft man. Ich hab' manchmal so'n komisches Gefühl. Aber es ist wohl nötig, dass wir hier in der Heimat auch so werden wie Ihr draussen: dass wir nämlich Befehle ausführen ohne zu wissen, warum sie gegeben werden. Übrigens war die ganze Gauleitung heute auch anwesend. Der "Gaul" hat sogar höchst persönlich einige Schippen riskiert, hat es aber bald wieder aufgegeben. Lieber Vater, vielleicht schreibst Du mir mal aus Deiner nun schon reichen militärischen Erfahrung, ob solche Wälle wie wir sie jetzt machen, tatsächlich als Panzersperren dienen können und instande sind, die Russen notfalls aufzuhalten. Überzeugt davon bin ich nämlich nicht. Ich habe den Ostwall nun an den verschiedensten Stellen gesehen, aber, aber... Das Schippfieber scheint überdies nicht nur bei uns sondern in ganz Deutschland ausgebrochen zu sein. Dass Ostpreussen und der Warthegau sowie Danzig-Westpreussen auch schippt, ist ja natürlich, dass Niederschlesien schippt finde ich schon bedenklich, denn wenn das Industriegebiet futsch ginge, kann ich mir nicht vorstellen, womit sie den Krieg weiterführen wollen, denn alles andere, Ruhrgebiet und so, ist ja kaputt. Sie fangen ja jetzt hier auch schon an, ihre Eier zu legen, und die letzten Angriffe auf Heydebreck waren nicht so ohne. Ich war mit der Banmädelführerin zu der Massenbeerdigung. Mir hat's gereicht. Eine Frau, die wegen der Luftangriffe aus Berlin in ein kleines Dorf in der Nähe von Heydebreck geflüchtet war, hat ihre vier Kinder verloren. Der Mann ist im Felde. Nein, das möchte ich nicht noch einmal mitmachen. Aber nun genug davon. Eigentlich soll man ja solche Dinge gar nicht in den Feldpostbrief schreiben sondern nur Heiteres, Aufmunterndes. Wenigstens steht es so in den Mitteilungen der Gauleitung. Der Feldpostbrief ist das Thema des Tages. In Schu-

lungen, in Versammlungen, in der Presse- überall: keep smiling. Ich finde aber, dass man seinen Lieben so schreiben muss, wie's einem ums Herz ist, und leicht ist mir nicht immer gerade.

Kattowitz, den 25. Dezember 1944

Mein lieber, lieber Vater!

Die Briefe, die ich jetzt an Dich schreibe, kann ich nicht absenden. Ich hab' einmal ein Buch gelesen "Briefe, die ihn nicht erreichten"- so ist das nun auch mit uns. Wo magst Du sein und Dein Weihnachtsfest feiern? Ach, wie hatten wir uns auf dieses Weihnachten gefreut, das Du nach "der Frontbewährung" mit uns zu feiern hofftest, ehe es zu neuem Einsatz wieder hinausging. Die letzten Wochen waren schrecklich. Anfang November kam der Ortsgruppenleiter mit der Nachricht, dass Du vermisst seist. Du wirst Dir vorstellen können, wie uns das traf und wie uns zumute war, weiss man doch nur allzu gut, was das in den meisten Fällen bedeutet. Dann kamen aber Briefe zurück mit dem Vermerk "Adressat in Gefangenschaft" und Stempel der Kompagnie. Da schütteten wir wieder Hoffnung, und wie glücklich waren wir, als dann die amtliche Nachricht und ein Brief Deines Kompagniechefs es bestätigten: dass Du unverwundet in Gefangenschaft geraten seist. Nun lebst Du doch und wirst uns eines Tages wiederkehren, wenn auch die Zeit bis dahin weder für Dich noch für uns leicht sein wird. Befürchtet haben wir ja so was schon immer, denn Du schriebst ja in Deinen Briefen, wie dünn die Linien da unten seien und wie gross die Übermacht der Feinde und dass Du nicht wüsstest wie das werden sollte, wenn die neuen Waffen nicht bald kämen. Mutter ist ganz gross. Ich habe sie nicht weinen sehen. Aber ich weiss, dass sie doch geweint hat, nachts in ihrem Bett, denn man sah es ihr an am Morgen. Als die Nachricht kam, wurde sie nur um einen Schein blasser als sonst, und dann liess sie mich die Kinder zusammenrufen und sagte ihnen, dass Du gefangen seist und lange nicht mehr zu uns kommen könntest und dass sie doppelt artig und fleissig sein müssten und ihre Pflicht tun. Und abends ging sie mit uns hinaus, wo ein ganz heller Sternenhimmel war und sagte uns, dass, wo Du auch seist, die gleichen Sterne leuchteten und dass wir nun jeden Abend hinaufsehen wollten und an Dich denken. Da gingen wir ganz wunderbar getröstet nach Hause, und dann hat sie uns ein wundervolles Weihnachtsfest gemacht mit einem ganz grossen Baum wie wir ihn immer hatten und wie sie weiss, dass Du ihn gern hast. Und so viel schöne Geschenke hatte sie für uns und zu essen hatten wir und Kuchen und Pfefferkuchen wie im Frieden, den die zwei Kleinen ja gar nicht mehr kennen. Ja, das war schön. Aber sonst sieht es gar nicht gut aus hier. Nun schreiben sie schon aus der Mark Brandenburg, dass sie da auch schippen und Abwehrgräben machen. Das ist doch ein Wahnsinn! So weit können sie doch die Russen nicht kommen lassen. Die lassen doch keinen leben. Sogar die Polen haben Angst vor den Russen, und die Frau von dem polnischen Offizier, der bei Katyn war und die im zweiten Stock wohnt, sagt "Wenn die Sowjets kommen, hänge ich mich mit meinen Kindern auf oder mache den Gashahn auf." Mutti macht auch jetzt immer so ein ernstes Gesicht, und es ist nicht nur, weil Du nicht da bist und in Gefangenschaft. Sie liest immer wieder Deinen letzten Brief, in dem Du schriebst, dass sie im Ernstfalle rechtzeitig mit uns weggehen solle und uns "nicht zu Propagandascheuchen" machen solle. Sie überlegt wohl immer, was Du wohl damit gemeint hast, und ich tue es auch. Morgen will sie auf ein paar Tage zu den Grosseltern fahren. Sie hat zwei Koffer mit Deinen Zivilsachen gepackt, die sie mitnehmen will. Als ich sie fragte, warum, meinte sie, dann hättest Du wenigstens später ein paar Sachen. Wir haben ja auch von uns einiges an Kleidung und

Wäsche wegen eventueller Luftangriffe ausgelagert, aber alles an kleinen Orten innerhalb des Gaus. Überall wird von nichts anderem geredet als dass die Russen eine Offensive machen wollen. Das geht nun schon seit dem Sommer so, und langsam macht einen das Gequatsche nervös, wenn man sich auch sagt: Wenn sie's so genau wissen, dann werden sie ja auch ihre Massnahmen getroffen haben und wir können doch ganz ruhig sein. Frau Ehrlich, Muttis Bekannte aus Auschwitz war jetzt zu Besuch. Ihr Mann ist doch dort bei IG Farben Diplomingenieur. Die meinte, wenn die Russen kämen und die 50 000 KZ-Leute sich in Marschrichtung auf Kattowitz begäben, dann wäre was gefällig. Mutti fragte sie nach dem KZ. Sie sagte aber, es sei alles so abgesperrt, dass man nichts davon merke, nur manchmal im Sommer habe sie eine Kolonne arbeitender Juden gesehen. No, das haben wir ja auch, hier in Kattowitz, als im vorigen Winter der viele Schnee war und auch in Sosnowitz. Über Auschwitz tuscheln die Leute aber furchtbar viel. An manchen Tagen könne man es vor Gestank dort nicht aushalten, so viele würden im Krematorium verbrannt. Und manche sagen sogar, dass die Menschen keines natürlichen Todes gestorben wäre, sondern dass man sie umgebracht hätte. Durch Gas oder so. Aber das glaubt ja kein Mensch. Das ist ja alles bloss Hetze von den Polen und Auslandspropaganda. Wera hat auch neulich mit der Russin in der Küche polnisch gesprochen, so dass ich nicht verstehen sollte, was sie redeten. Das habe ich mir aber ganz energisch verboten. Übrigens: Sosnowitz- das Ghetto soll ja ganz verschwunden sein und die Juden ins Innere Polens gebracht worden. Die Strassenbahnverhältnisse dorthin sind verheerend. Die Ostarbeiter kümmern sich gar nicht darum, dass sie nur in den für sie bestimmten Wagen steigen sollen. So bald die Bahn hält, stürmen sie die Wagen, ja, sie sind frech genug, deutsche Frauen mit Kindern von den Trittbrettern zuschubsen. Die Deutschen bleiben stehen, die Ostarbeiter fahren ab und lachen, und die dämliche Polizei tut nichts. Unser Kapellmeister-Onkel hat jetzt ein dolles Erlebnis gehabt. Die Theater spielen ja nun wieder, und da gab die Kattowitzer Oper ein Gastspiel in Krakau. Ungefähr auf der Hälfte zwischen Krakau und Kattowitz auf der Rückfahrt gab es plötzlich einen furchtbaren Ruck, so dass alle durcheinanderfielen und das Gepäck auf den Kopf bekam. Es war ein Eisenbahnattentat gemacht worden, jedoch rechtzeitig entdeckt, sonst wäre der Zug mit einem Verwundetentransport zusammengestoßen. Nun mussten alle in irgend so einem kleinen polnischen Neitz anhalten und auf dem Bahnsteig auf eine andere Lokomotive warten. Der Verwundetenzug stand da auch, und die Leichtverwundeten gingen auf dem Bahnsteig hin und als sie die Orchestermittglieder mit ihren Instrumenten sahen, wurden sie wie rasend vor Wut und schimpften furchtbar auf diese Schweinerei, dass die Züge für so'n Blödsinn führen und junge gesunde Menschen Theater spielten, wo sie nicht wüssten, wie sie die Front noch halten sollten. Mich bekümmert das alles sehr, denn ich habe doch immer einen so unbedingten Glauben an die Führung gehabt und habe ihn eigentlich noch. Aber manchmal weiss man wirklich nicht, was man von der Geschichte halten soll. Der Arzt, der in unserem Hause wohnt, hat einen ganzen Waggon bekommen und seine Möbel nach Thüringen verfrachtet, und dabei ist Gütersperre! Räder müssen rollen für den Sieg! Aber er ist sehr gut befreundet mit dem Oberbürgermeister, dessen Frau und Töchter er behandelt und mit dem Kreisleiter wohl auch. Und ganz heimlich müssen sie das gemacht haben, denn niemand hat so recht etwas gemerkt. Bloss als ich neulich mit Inge in der Sprechstunde war, weil sie so erkältet war, fiel mir auf, dass die ganzen guten Möbel wegwaren. Nur noch so alte Klamotten standen da rum. Sie lässt uns doch als Hausbewohner immer in ihrem Privatzimmer warten, wenn es so voll ist und das ist doch Durchgangszimmer. Das Mädchen ging mal nach dem Schlafzimmer hinten, da war auch alles weg, nur ein paar Reformbetten standen da, kein Möbelstück mehr, kein Schrank, nichts. Es sollen eine ganze Menge es so gemacht haben, sogar Parteifunktionäre, und der Gauleiter hat gesagt, es seien Saboteure und Vaterlandsverräter und die Wohnungen sind beschlagnahmt.

Kattowitz, den 17. Januar 1945

Lieber Vater!

So, nun ist Mutti mit den Kleinen weg und ich sitze mit Wera allein in der Wohnung. Das waren Tage! Lass Dich erzählen. Vorgestern war Mutti in Neustadt, weil da ein Streit zwischen Kreisleiter und Kreisfrauenschaftsleiterin zu schlichten war. Ich muss schon sagen: die haben Sorgen! Wenn man den Wehrmachtsbericht hört, wird einem ganz elend. Hat denn das alles überhaupt noch einen Sinn und Zweck? Man kommt aus dem Bangen und aus der Angst gar nicht mehr heraus. Soll das das Ende sein? Man klammert sich an den kleinsten Strohhalm und muss doch sehen, wie er in immer grösserer Entfernung verschwindet. Wenn unsere Feinde weiterhin solche Erfolge haben, weiss man wirklich nicht, was noch werden soll. Sag' soll unsere ganze Arbeit, die wir in all den Jahren geleistet haben, gänzlich vergeblich gewesen sein? Ich kann das nicht glauben und weiss doch keinen Ausweg aus all dem Chaos. Doch ich wollte Dir ja von uns erzählen. Also Mutti war in Neustadt, und als sie abends nach 10 Uhr zurückkam, hatte Onkel Fritz schon mehrmals angerufen und mir eingeschrieben, dass Mutti ihn unbedingt noch anrufen solle, wenn sie käme und wenn es spät in der Nacht wäre. Er sagte dann Mutti am Telefon, dass unsere Sache sehr schlecht stände. Die Russen seien schon in der Nähe von Krakau, und kein Mensch könne sie aufhalten. (Von unserem Ostwall ist nicht mehr die Rede!) Er hat Polen im Orchester, zu denen er immer freundlich war und die haben ihn gewarnt. Sie haben ihm auch gesagt, er solle doch das Türschild abmachen denn der Name sei in der ganzen Stadt bekannt und Mutti könne sich aussuchen ob sie aufgehängt oder totgeschlagen werden wolle. Mutti müsse unbedingt mit uns weg.

Mutti war wie vor den Kopf geschlagen. Sie ist doch immer mit den Leuten von der Gauleitung zusammen, und kein Mensch hat ihr gesagt, dass es so schlecht steht. Immer wird von Gegenangriffen geredet und dass die Front hält. Das war nun für Mutti eine furchtbare Lage, denn es ist die Parole gegeben, dass nicht evakuiert wird und niemand seinen Posten verlassen darf. Andererseits hat Mutti doch die Verantwortung für uns sechs Kinder und Dir gegenüber. Ubrigens hatten die Schulkinder heute so komische Nachrichten mitgebracht, als wenn es für ein paar Wochen Kohlenferien geben sollte. Was das nun wieder ist? Auf der Halde liegen so viele Kohlen, dass sie sich selbst entzünden, weil sie nicht abgefahren werden können, und dann Kohlenferien- und in diesem Augenblick? Mutti ging also am nächsten Morgen zunächst zum Schulleiter und fragte ihn, wie es mit den Kohlenferien sei. Er bestätigte es, und Mutti fragte ihn, ob etwas dagegen stünde, wenn sie die Kinder dann einige Wochen zu den Grosseltern schicken würde. Er sagte: nein, durchaus nicht, klopfte ihr bedeutungsvoll auf die Schulter und sagte: "Tun Sie das! Ja, tun Sie das!" Nun ging Mutti zum Gauhaus, wo sie allerlei zu besprechen hatte wegen der Woll- und Wintersachensammlung, die in vollem Gange ist. Sie ist einfach zu dem Gauamtsleiter hin und hat ihn gefragt, was denn nun eigentlich los sei, er habe doch auch Frau und Kinder. Unterwegs war ihr schon aufgefallen, dass ein ganz aussergewöhnliches Leben in den Strassen herrschte. Viele Leute gingen mit Koffern und in grosser Eile zum Bahnhof. Überall herrschte eine so merkwürdige Unruhe. Der Gauamtsleiter sagte Mutti, dass er seine Frau, die ja krank sei, mit den Kindern nach Breslau schicken werde. Mutti hörte aber auch gesprächsweise, dass viele andere ihre Familien schon weggebracht hätten, so der Oberbürgermeister und der Kreisleiter. Nun stand Muttis Entschluss fest. Sie ging zum Polizeipräsidium, um sich die Reisegenehmigungen, ohne die ja niemand fahren darf, zu besorgen. Es herrschte ein doller Betrieb, und einer gab dem anderen die Klinke in die Hand. Die Genehmigungen wurden aber ohne weiteres ausgestellt, und Mutti hörte, wie der Beamte sagte, er für sein Teil werde dafür sorgen, dass so viel wie möglich Leute wegkämen. Wenn die Gauleitung schon so blöde sei und der Gauamtsleiter nicht evakuieren wolle und immer noch an den Erfolg des Gegenangriffes glaube, so wolle er wenigstens nicht daran schuld sein, wenn so und so viele von der Bevölkerung elend zugrunde gingen.

Mutti bekam die Scheine und ging auf dem Rückweg über den Bahnhof, um sich zu erkundigen, wie es mit Gepäckbeförderung sei. Der Bahnhof war völlig verstopft mit Menschen, Gepäck und Kinderwagen. In zwei Stunden hatte sich das Bild wieder völlig verändert, und Kattowitz glich jetzt einem aufgestörten Ameisenhaufen. Mutter erfuhr, dass kein Gepäck mehr angenommen würde. Auf dem Güterbahnhof für Express die gleiche Auskunft. Nun zur Post. Pakete würden noch angenommen. Da haben wir den ganzen Nachmittag gepackt und vierzehn 10 Pfundpakete mit den besten Sachen der Kinder fertiggemacht und zur Post gebracht. Mutter hatte die Abreise für den nächsten Tag festgesetzt. Sie liess mich in ihr Zimmer kommen und fragte mich, ob ich als Älteste die Kleinen zu den Grosseltern bringen wolle. Sie selbst könne nicht fort, da sie durch ihr Amt hier gebunden sei und Kattowitz nicht verlassen dürfe. Es könne sehr schlimm für uns alle auslaufen, wenn sie es täte. Sie habe sich schon sehr unbeliebt gemacht, weil sie sich geweigert hätte, an der Schiessausbildung teilzunehmen und gesagt habe, Frauen seien nicht dazu da, auf Menschen zu schiessen, die von anderen Müttern geboren wären. Ich bin ja etwas anders und nicht so zartbesaitet eingestellt und meine, dass man sich seiner Haut wohl wehren darf, aber verstehen kann ich Mutters Standpunkt auch, und wenn Frauen, wie es jetzt schon geschieht, auch noch mit der Panzerfaust ausgebildet werden, dann ist das vielleicht doch nicht ganz das Richtige. Ich sagte aber Mutter, dass ich auch nicht aus Kattowitz fort- könne und zwar aus ähnlichen Gründen wie sie, denn erstens habe ich meinen Schuldienst und im Landkreis ist keine Rede davon, dass die Schulen geschlossen werden, im Gegenteil, für Donnerstag ist eine Junglehrerinnentagung anberaumt, und ohne Urlaub vom Schulrat kann ich nicht weg- und zweitens habe ich doch meine Mädels, die ich nicht im Stich lassen werde. Das konnte Mutter verstehen und sagte: dann bleiben wir eben beide hier. Nun sollte die Kinderpflegerin mit den Kleinen fahren. Der Mittwoch verging noch mit Reisevorbereitungen und Proviant zurecht machen. Inge muss ja noch auf dem Arm getragen werden und braucht Windeln und Flaschen für unterwegs, und die anderen sind auch noch so klein, dass sie ausser ihren Schulmappen kaum was tragen können. Sie können also kaum was mitnehmen. In der Nacht hatten wir kaum geschlafen. Die ganze Zeit hörte man in der Ferne ein dumpfes Rollen. Da kein Fliegerangriff war, konnte es nur Artillerie sein. Und da hatten sie am gleichen Abend Blunck zu einem Dichterabend geholt! Na, Mutter und ich waren jedenfalls nicht dort. Am Mittwoch Abend gingen wir zu dem fahrplanmässigen Zug nach Berlin auf den Bahnhof. Als wir aus der Korridortür gingen, kehrte Mutter noch einmal um und nahm ihren Pelzmantel vom Haken. "Vielleicht kann man ihn als Decke für die Kleinen brauchen", meinte sie. Wie gut war es später, dass sie ihn mitgenommen hatte. Es war das einzige Stück einer glücklichen Vergangenheit, das sie rettete.

Auf dem Bahnhof war es verheerend. Vor Menschenmassen war kaum durchzukommen. Viele liefen ohne Fahrkarten und Bescheinigungen durch die Sperre, und niemand hinderte sie. Ja, die Leute lachten, als Mutter ihre Fahrkarten vorzeigte. Der Bahnsteig schwarz. Alles drängte an die Bahnsteigkante. Man konnte schon jetzt mit Sicherheit voraussagen, dass nur der kleinste Teil mitkommen würde. Nun fuhr der Zug nach Dresden ein. Ich schäme mich, hinzuschreiben, was nun passierte. Viele Männer- anscheinend solche, die fürchteten zum Volkssturm eingezogen zu werden- stürmten den Zug und kletterten durch die Fenster, rücksichtslos die Frauen und Kinder zurückstossend. Fast wären einige unter den Zug geraten. Es war wie in einem Hexenkessel: Schreie, Fluchen, Weinen der Kinder und die Stimmen der Bahnbeamten, die vergeblich versuchten, Ordnung zu schaffen. Ich musste unwillkürlich an Schillers Glocke denken. Es lösen sich alle Bande frommer Scheu. Der Gute räumt den Platz dem Bösen, und alle Laster walten frei.

Es war aber unser Glück, denn bis zur Abfahrt des Berliner Zuges war noch eine halbe Stunde und nun wurde ein SA-Sturm alarmiert, um Ordnung zu schaffen. Der Kreisleiter kam auch und rief immer durch den Lautsprecher: "Deutsche Männer, bewahrt Eure Würde, lasst erstmal die Frauen und Kinder in die Züge." Es war beschämend, das mit anhören zu müssen, aber ich war doch froh, denn die SA-Männer bildeten nun an der Bahnsteigkante eine Sperrkette und

brachten Ordnung in die Sache. Als der Zug einfuhr ging zwar das Gedränge wieder los, aber nicht so schlimm, nur konnte sich die Kinderpflegerin mit Inge auf dem Arm nicht durchsetzen, so dass Mutti ihr die Kleine abnahm und mit einstieg und auch dafür sorgte, dass alle Kinder reinkamen. Nun waren aber die Leute im Zuge auch wie von Sinnen vor Angst. Rette sich, wer kann was die parole, und es begann ein lebensgefährlicher Kampf um die Plätze. Mutter drängte sich ans Fenster durch und rief mir zu: "Es hilft nichts, ich muss mit. Das Mädchen kann nicht mit Inge bis Berlin stehen und auf die anderen achten. Bitte, komm doch! Steig' auch ein!" Ich sagte: "Mutter, das kann ich nicht. Wir Mädels werden gebraucht. Du siehst doch, was hier los ist. Wir werden Bahnhofsdiens machen müssen und den Flüchtlingen helfen." Da rief Mutter: "Versprich mir, dass Du rechtzeitig raus gehst, wenn es nötig ist. Ich werde schnell zurückkommen"- und schon fuhr der Zug. Ich lief noch ein Stück nebenher, da flogen Rucksäcke und Gepäckstücke aus den Fenstern, und die Leute schrien: "Menschenleben sind wichtiger als Sachen." Nun bin ich mit Vera allein in der leeren Wohnung, und mir ist ganz unheimlich zumute. Vera war sehr merkwürdig heute Abend. Sie machte so ein paar seltsame Bemerkungen. Sie ist ja Volksdeutsche und hat die polnische Schule besucht. Aber ich habe doch immer gedacht, dass sie auf unserer Seite steht. Mutter war immer sehr gut zu ihr und hat sie gehalten wie ihr eigen Kind.

Kattowitz, den 18. Januar 1945

In zwei Stunden geht es fort. Die Russen sind schon über Czenstochau hinaus. Der Gegenangriff ist gescheitert. Sie sollen mit ihren Panzerspitzen 12 bis 15 Kilometer vor Kattowitz sein. Wir haben den ganzen Tag Bahnhofsdiens gemacht. Der Flüchtlingsstrom wird unübersehbar. Nun ist auch endlich der offizielle Evakuierungsbefehl von der NSV da, dass wenigstens Mütter mit Kleinkindern wegsollen. Sie werden aber längst nicht alle wegkommen, denn wir sitzen ja hier wie in einem Sack, und es sind längst nicht genug Züge da, wenn das ganze, dichtbevölkerte Industriegebiet in Bewegung gerät. Die Russen müssen in drei Keilen vorstossen, denn in Oppeln und Breslau fliehen die Leute auch schon. Unter diesen Umständen weigert sich die Gaumädelführerin, uns noch länger im Einsatz zu lassen. Alle sollen weg, so schnell wie möglich, denn es soll furchtbar sein, was die Russen mit den Frauen und Mädchen machen. Und ich habe es Mutter doch so fest versprochen. Schule ist natürlich auch nicht mehr. Von der Junglehrerinnentagung ist keine Rede mehr. Als ich heute morgen im Schulamt war, um etwas zu erfahren, waren die Herren, einschliesslich Schulrat, schon alle abgehauen. Nur eine alte polnische Reinemachefrau war noch da. Mein Koffer ist gepackt. Ich bin noch einmal durch die Wohnung gegangen und habe Abschied genommen. Ob wir hier noch einmal herkommen werden? Ich glaube nicht. Ich wenigstens nicht. Ich habe jetzt immer so ein seltsames Gefühl. Schon am Bahnhof, als sich Mutter noch einmal aus dem Zuge beugte, da durchzuckte es mich plötzlich: "Du siehst sie nicht wieder." Werden wir uns noch einmal wiedersehen, Vater? Du wirst heimkehren, eines Tages, nach Deutschland- aber wohin? Dein Heim wird Dir verloren sein. Und wir waren so glücklich hier! Inge ist hier geboren, und all das andere Schöne. Ich habe noch alles ordentlich gemacht, auch abgewaschen und die Betten. Wenn die Russen schon kommen- oder die Polen sich hier reinsetzen, dann sollen sie wenigstens sehen, dass hier ordentliche deutsche Menschen gewohnt haben. Vera ist fort und hat Mutters Akkordeon und die Schreibmaschine mitgenommen. Sie hat mich gefragt, und ich denke, ehe andere es bekommen. Ich habe noch ein paar Minuten vor dem Flügel gesessen und die Hände auf den Tasten gehabt. Hier hat Mutter immer gespielt. Vor mir steht ihre Büste, die sie Dir zum Geburtstag schenkte. Ich möchte sie am liebsten kaputt machen, damit es kein anderer tut, aber ich kann mich doch nicht dazu entschliessen. Komisch, wenn man die Tür so hinter sich zumacht und denkt: "Nie wieder!"

1 Gebel's

Schönberg, den 8. April 1945

Lieber Vater!

Das war eine schöne Pleite mit meiner Flucht. Nach Berlin kamen die Züge nicht mehr durch. Nun sitze ich hier im Sudetengau. Eigentlich sollte ich mich heimisch fühlen, denn es ist die Schule, aber sie ist voll Flüchtlingen und zu unterrichten gibt es nichts - höchstens zu lernen. Ja, gelernt habe ich sehr viel in diesen letzten Monaten. Es war mir schrecklich, dass ich auf diese Weise von Mutter und den Kleinen getrennt wurde, und ich habe furchtbare Sehnsucht und Heimweh - aber wenn wir nur alle gesund bleiben, dann wird schon eines Tages alles gut werden. Ich habe inzwischen alle Grauen und Schrecken des Krieges erlebt. Zuerst in Neisse, wohin die Gauleitung "ausgewichen" war, und wo ich ausgerechnet drinstecken musste, als der Kampf anfang. Dann der Durchbruch bei Strehlen. Wenn das alles doch einmal ein Ende hätte! Wir warten, warten warten! Wie lange! Bis wir vielleicht auch noch von den Russen überrannt werden. Vor einigen Tagen sah es danach aus, als die Fenster zitterten und die Türen aufflogen bei jedem Einschlag und der Himmel am Horizont einen glutroten Feuerstreifen zeigte. Ich bin jetzt DRK-Schwesternhelferin und bin schon äusserlich ein anderer Mensch geworden, weil ich immer in Tracht rumlaufen muss. Neulich sollten wir abtransportiert werden für irgend einen Einsatz, aber da wir gleich anfangs beschlossen wurden, musste der Transport aufliegen. Ein schönes Durcheinander, das! Die Luft ist halt bei schönem Wetter zu eisenhaltig. Ich habe bald das Schielen gelernt, da man ja immer ein Auge am Himmel haben muss., denn im FFöntgebiet wird kein Alarm gegeben. Wie oft habe ich schon im Graben gelegen, während um mich herum der "Segen" niederging. Von Mutter habe ich schon länger keine Nachricht. Die Pakete, die wir damals in Kattowitz packten, sind nie angekommen. Wenn die Grosseltern nicht wären, hätte sie nicht anzuziehen für die Kleinen und auch nichts zu essen. Es ist schrecklich, dass wir so auseinandergerissen sind und ich ihr so gar nicht helfen kann. Sie soll mit den Nerven sehr herunter sein, was man sich bei Mutter gar nicht vorstellen kann, aber sie ist noch bis Berlin wieder zurückgefahren und hat dort, weil sie nicht wieder nach Oberschlesien zurückkonnte, Bahnhofdienst gemacht. Das soll ganz furchtbar gewesen sein, wie die Züge aus Ostpreussen mit den erfrorenen Kindern angekommen sind. Bei zwanzig Grad Kälte in offenen Güterwagen. Manche Frauen haben die Kinder unterwegs rausgeworfen und sind ganz wahnsinnig gewesen, und eine Frau war so verdreht, dass sie ihren eingebündelten Säugling zu Hause auf dem Tisch hat liegen lassen, während ihr zwei andere am Rock hingen.

Aus Kattowitz weiss ich sehr wenig. In Neisse wurde erzählt, dass es in unserem Stadtviertel ziemlich wüst aussehen soll, da dort die Polen rebellisch würden. Jemand wollte wissen, dass Vera Unteroffizier in der Widerstandsbewegung sei. Kannst Du Dir das denken? Ihr Vater soll schon Aufständischer gewesen sein und die Uniform immer im Schrank gehabt haben. Er soll auch Versammlungen in seiner Wohnung gehabt haben und geflüchtete russische Gefangene beherbergt. Und das alles in der Hausmeisterwohnung von einem Gauamtsleiter! Und komisch: was die Leute plötzlich alles wissen! Die Bevölkerung ist zum Teil nach Russland geschafft worden. Es sind ja bestimmt Hunderttausende, die aus dem Industriegebiet nicht herausgekommen sind. Es ging ja alles viel zu schnell. Und die Polen haben noch tüchtig mitgespielt. Mir tut der Volkssturm leid. Gewiss, als sie teilweise am Abend, als Mutter mit den Kleinen flüchten musste, so schmachlich ausrissen, da habe ich sie verachtet, als ich aber am nächsten Morgen die angetretenen Männer zitternd vor Kälte, ohne Mäntel, ohne Uniformen und ohne Waffen sah, da wurde ich doch anderen Sinns. Sie können in diesem Aufzug doch nicht als

reguläre Truppe gelten und ihr Schicksals als »Partisanen« kann man sich ja ausmalen. Von unserem Bann habe ich nichts gehört. Nur der Rest unserer HJ-Führer, die sich bis dahin durchgekämpft hatten, war in Neisse. Unser neuer Unterbannführer hat für seinen Einsatz das BKZ erhalten. Ich lege Dir einen Zeitungsausschnitt bei, den ich kürzlich fand. Was mag aus unseren Führerinnen geworden sein? Wie viele wird man noch einmal wiedersehen? Wie schön war es doch oft! Ich darf gar nicht daran denken. Das Alleinsein macht mir viel zu schaffen. Aber es muss gehen und es geht auch. Nur jetzt nicht verzagen! Aushalten und hoffen heisst es jetzt.

Auch in Kattowitz hatten die Jungen bis zum Jahrgang 1928 den Befehl erhalten, bei der Annäherung der Bolschewisten mit der Familie die Stadt zu verlassen. Sie kamen dem Befehl zunächst nach. Aber schon nach drei Stunden waren viele von ihnen wieder da und meldeten sich freiwillig zur Verteidigung ihrer Heimat. Sie erhielten nun Waffen und standen in vorbildlicher Haltung ihren Mann, wo auch immer sie im ersten Gebot der Schicksalsstunde eingesetzt wurden. In einer Kattowitzer Kaserne war die letzte Widerstandslinie aufgebaut worden. Mit einer Kompanie der Wehrmacht traten 21 Hitlerjungen und zehn Volkssturmsoldaten zum Gegenstoß an, um die eingedrungenen Bolschewisten aus dem Kasernengelände herauszuwerfen und eine Straße für den Abtransport von 60 verwundeten Soldaten freizuhalten. Im regelrechten Häuserkampf wurde die Stellung unter schwerem Feuer gehalten, bis nach eineinhalb Stunden der letzte Verwundete geborgen war. Besonders machten den Verteidigern zwei in den Häusern eingebaute MG-Nester zu schaffen. Sie wurden von zwei Hitlerjungen mit der Panzerfaust durch Vortreiber vernichtet.

Es sind 2 übrig geblieben

Schönberg, den 1. Mai 1945
22 Uhr 30

Liebster Vater!

Der Führer gefallen! Dönitz sein Nachfolger. Ich kann all das noch gar nicht fassen. Ausserdem steht der Amerikaner 20 km, der Russe 40 km von hier. Ich werde nun nicht mehr warten, sondern auf alle Fälle versuchen, mich zu Mutter durchzuschlagen, so oder so. Die ganze Nacht hörte man pausenlos das Ari-Feuer. Sterben kann ich hier und unterwegs. Und vor den Tschechen habe ich die meiste Angst. Die sollen ja ganz gemein sein. Wenn doch die Amerikaner schneller vorrückten! Ich verstehe nicht, dass sie sich von den wenigen HJ-Buben noch ins Bockshorn jagen lassen! Der Krieg hat ein jähes und furchtbares Ende genommen, und das wird durch diesen Kampf nun auch nicht geändert. Ja, wenn alle Städte und Dörfer noch weiterkämpfen würden, dann hätte es ja noch Zweck und Sinn, aber so...! Und überall plötzlich Verräter. Das war schon in OS so. Morgen früh gehe ich los. Es sind ja überall in Auflösung begriffene Wehrmachtsskolonnen. Vielleicht kann ich manchmal mitfahren in meiner Tracht. Seit einer Woche nun ständig Ari-Feuer und täglich, wenn es hoch kommt 1-2 Stunden Schlaf. Das mach' ich nicht mehr mit. Man muss bloss aufpassen, dass man keine KZ ler unterwegs trifft. Die sind wie wilde Tiere. Die Soldaten, die hier täglich in Massen vorbeikommen, sind gänzlich ausgeplündert. Unsere stolze Armee - es ist ein trauriges Bild. Unten im Lazarett singen sie:

Wir reiten und reiten und reiten,
Im Herzen die bitterste Not.
Die Sehnsucht will uns bezwingen,
Doch wir reiten die Sehnsucht tot!

(Die Schreiberin starb auf dem Weg zu ihrer

Mutter am Typhus)

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Ein Tatsachenbericht

Die Flucht Erich Kochs?

Vor kurzem ging die Meldung durch die Tagespresse, daß der ehemalige Gauleiter und Reichskommissar Erich Koch, von dem seit dem 1. Mai 1945 jede Spur fehlte, in Hamburg verhaftet worden sei. Wie er seine Ostpreußen in den schwarzen Stunden im Stiche ließ um sein eigenes Leben zu retten, schildert der nachstehende Bericht eines Augenzeugen.

Die Schriftleitung.

Eben zu jener Zeit, als der Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar von Ostpreußen in einem auffeuernden Aufruf verkündete, „wir werden uns am ostpreußischen Boden festkrallen.“ waren hunderte von Händen fieberhaft am Werk, an einer entlegenen Stelle der „Prischen Nehrung“ einen bombensicheren Bunker für ihn und seinen Stab zu bauen. Und während die kämpfenden Truppen schrittweise dem überlegenen Druck der russischen Wulze wichen, während seine Ostpreußen, sich selbst überlassen, hungrig und frierend in unüberschaubaren Kolonnen auf verschneiten Wegen, über das vereiste Haff und auf der schmalen Nehrung fliehend vor der russischen Soldateska sich gegen die Weichsel hin schoben, während Tausende von Greisen, Kindern und Kranken erstarrt und erstickt ihr Schweißgrab am Rande der Straße fanden, siedelte der Stab des Gauleiters in diesen Bunker über. Doch nicht, um dort zu bleiben, nicht, um von hier aus die Not seiner Landsleute lindern zu helfen, nicht, um ihnen in diesen schwersten Schicksalstagen Führer und Helfer zu sein.

Im Hafen von Pillau machten sich eben um diese Zeit die beiden Eisbrecher „Ostpreußen“ und „Pregel“ reisefertig, um mit geheimer Order und südwestlichem Kurs auszulaufen. Sie hatten, außer der Besatzung, niemand an Bord.

Die Funkstelle des „Gefechtsstandes“ auf der Nehrung stand in Verbindung mit den Eisbrechern, die jetzt befehlsgemäß mit großer Fahrt einer verabredeten Stelle zusteuerten. Es war jene Stelle, wo der Bunker lag, und von wo aus sich der Reichsverteidigungskommissar mit seinem Gefolge einschiffen wollte.

Das Zurückfluten der Truppe, vermischt mit den Flüchtlingsschlangen und fernem Grollen der Kanonen, lassen allmählich Unruhe aufkommen bei den Leuten im Bunker. Wo blieben nur die Eisbrecher? — Da nimmt die Funkstelle einen Spruch auf, der besagt, daß feindliche U-Boote gemeldet seien und die Eisbrecher deshalb nicht die verabredete Stelle an der Küste ansteuern, sondern die Fahrt fortsetzen und Hela anlaufen würden.

Das schlägt ein wie eine Bombe. Was nun? — Die Zeit drängt. Es gibt nur noch eine Möglichkeit: Mit dem Kraftwagen zur Weichselmündung, und von Schievenhorst mit Pionier-Landungsfähren nach Hela hinüber. Allmählich werden auf dieselbe Art Tausende — Truppen und Flüchtlinge — durch diese letzte noch offene Schleuse aus der russischen Umklammerung herausgebracht. Nicht gefahrlos. Sobald es dunkel wird, stehen über der Verladestelle die „Christbäume“ und es regnet Bomben auf angestaute Menschenhaufen

und Schiffe. So manche Fähre ging vor der Weichselmündung mit ihrer Menschenfracht in die Tiefe. —

Der Zugang zu der von Luftangriffen schwer beschädigten Mole von Hela ist durch Posten und einen Schlagbaum gesperrt. Außer einem Marinewohnschiff — die letzten Transporter, gefüllt mit Verwundeten und Flüchtlingen, hatten den Hafen bereits verlassen — liegen die Eisbrecher „Ostpreußen“ und „Pregel“ unter Dampf am Kai. Die „Pregel“ mußte die letzten Vorräte an Kohlen an die „Ostpreußen“ abgeben, bereits auf ihr verstautes Gepäck und Gerät des Gaustabes wurde wieder entladen.

Am Schlagbaum vor der Hafenumkleidung stauen sich Verwundete, Soldaten und Flüchtlinge. Sie hoffen noch auf die Gelegenheit zu ihrem Abtransport. Und wo es sich herumgesprochen hat, daß der Gauleiter persönlich hier eingetroffen ist, harren sie geduldig und gläubig seiner Hilfe. Durch die gedrängte Menge bahnt sich ein Menschenentrupp eine Gasse. Der von Feldgendarmen bewachte Schlagbaum hebt sich. Der Gauleiter von Danzig-Westpreußen, Forster, gibt seinem Kollegen aus Ostpreußen das Geleit bis zum Eisbrecher am Molenkai. Wenige Augenblicke später dampft die „Ostpreußen“ aus dem Hafen. Die beiden Gauleiter winken sich noch einmal zu. Die „Pregel“ bleibt zurück, ebenso wie Tausende von Frauen und Kindern, die noch mit einem Funken Hoffnung auf Rettung mit müden Augen das Meer absuchen nach einem Transportschiff. Sie sehen nur noch die Rauchfahne der am Horizont verwindenden „Ostpreußen“. —

Das war am 28. April 1945.

Am Tage darauf liegt auf der Boede von Hela das Verwundetentransportschiff „Lütow“. Es erwartet das Torpedoboot „T 34“, das ihm Sicherungsgeleit nach Kopenhagen ge-

ben soll. Um die Mittagsstunde läuft dann auch „T 34“ an die Mole, empfängt Befehle und nimmt eine Höchstzahl von 350 Flüchtlingen und einige Wehrmachtsangehörige an Bord, um eine Stunde später wieder in See zu gehen. In seinem Kielwasser folgt die „Lütow“. —

Die beiden Schiffe rauschen westwärts durch die schäumende See. Der Kommandant hat die Brücke seit Hela noch nicht verlassen. Da kommt ein Läufer mit einem Funkspruch. Nicht an „T 34“ gerichtet, sondern nur mitgehört. Er lautet: „An Flottenkommando Kiel. — Liege mit Eisbrecher „Ostpreußen“ seit 24 Stunden auf Position ... ohne Sicherungsfahrzeug und Sperrbrecher. Dringender Auftrag des Führers nach Husum. Ersuche sofort Abhilfe. Gauleiter Erich Koch.“ Die in dem Funkspruch angegebene Position bezeichnet eine nördlich Rügen in der Ostsee minenfrei gehaltene Stelle, die von allen nach der deutschen Küste und in die dänischen Gewässer gehenden Schiffe angelaufen wurde, um sich von dort einem gesicherten Geleit, bzw. Sperrbrecher anzuschließen. Diese Stelle lag genau im Kurs von „T 34“, das hier ebenfalls einen Sperrbrecher abzuwarten hatte. Der Kommandant gibt daraufhin folgenden Funkspruch: „An Eisbrecher „Ostpreußen“. „T 34“ trifft um Mittagsstunde dort ein. Abwarten und meinem Geleit nach Kopenhagen anschließen. Kommandant T 34.“

Kurz vor Mittag werden von der Brücke aus über der Kimme bei besagter Position mehrere ankernde Schiffe gesichtet und beim Näherkommen unter ihnen die „Ostpreußen“ ausgemacht. Mit gestoppter Fahrt läuft „T 34“ in den Schiffspulk und läßt sich Namen, Ziel und Höchstgeschwindigkeit melden. Die „Ostpreußen“ kreist um das Torpedoboot,

kommt näher heran, und von Brücke zu Brücke werden durch Megaphon die weiteren Maßnahmen vereinbart. Das geräumige Deck ist menschenleer, nur am Heck steht verläut der PKW des Gauleiters.

Da öffnet sich die Tür der Deckskabine, und heraus tritt lächelnd und wohlbeleibt in braunem Ledermantel Erich Koch, der Gauleiter von Ostpreußen. Dahinter sein engstes Gefolge in buntem Durcheinander von Braun, Schwarz und Grau. Sie machen alle einen recht fröhlichen Eindruck, lachen und scherzen. Der Gauleiter tritt an die Reelung und grüßt winkend und mit lauterem: „Heil Hitler — Kommandant“ zur Brücke von „T 34“ herauf. Dieser bleibt ernst, erwidert den Gruß und übermittelt nochmals seinen dem Kapitän der „Ostpreußen“ gegebenen Befehl, bei der Neuformation des Geleitzuges sich gleich hinter dem T-Boot mit 400 m Abstand auf Kiellinie in den Verband einzuschieben. Der Gauleiter ist ungehalten, daß nicht sofort weitergefahren wird. „T 34“ muß jedoch erst den in Aussicht gestellten Sperrbrecher abwarten. Durch irgend eine Panne wird sich dessen Eintreffen noch um einige Stunden verzögern.

Da endlich schieben sich im Westen über den Horizont hohe Schiffsaufbauten. Sie werden sofort als die des früheren M.S. „Waldtraut Horn“ erkannt und damit als der erwartete Sperrbrecher ausgemacht. Funkstationen, Morselampen, Winker und Signalfahnen treten in Tätigkeit. Der Geleitzug formiert sich in Kiellinie, die „Ostpreußen“ unmittelbar hinter „T 34“. Geschwindigkeit für alle, dem langsamsten Schiff angepaßt, wird auf 9 m festgelegt.

Rauschend, pochend und qualmend zieht die gemischte Armada hinter dem weit vorauslaufenden Sperrbrecher ihren Weg hinein in das

Minenlabyrinth der dänischen Gewässer. Aber nicht ganz ohne Störungen. „Ruder hart steuerbord!“ schreit plötzlich der Kommandant dem Rudergänger zu, der ganz verblüht das Ruderrad herumreißt. Und flüchend weist der Kommandant nach achtern, wo die „Ostpreußen“, scheinbar ohne seemännische Führung, um Haarsbreite am Heck des T-Bootes vorbeischiebt. Beinahe wäre sie dem Boot in die Schraube gelaufen. Schon wiederholt hatte der Steuermann der „Ostpreußen“ durch das Megaphon derbe und klassische Anrutzulier einzustecken müssen, wegen leichtfertigen und undisziplinierten Fahrens im Kielwasser des T-Bootes. Der Kapitän oder sein Steuermann schien — vielleicht war es die Folge allzu reichlicher Alkohols — nicht mehr klar zu sehen, und eine ernste Verwarnung, ihn aus dem Geleit auszuschließen, brachte ihn erst wieder zur Besinnung. Und auf seinen richtigen Platz. —

Es war inzwischen dunkel geworden, während man in den Sund einfuhr. Die Fahrt wurde noch verlangsamt, der Sperrbrecher mit dem nachfolgenden Geleitzug tastete sich vorsichtig durch die Minengassen gegen Kopenhagen, das, völlig verdunkelt, dem Auge selbst auf nahe Entfernung noch nicht erkennbar wurde. Nachdem der Sperrbrecher seine Aufgabe erfüllt hatte, trat wieder das T-Boot als Spitzenfahrer in Funktion. Vor den Molenköpfen der Hafeneinfahrt erhalten die Schiffe den Befehl zum Anker, während „T 34“, sich langsam in den Hafen verholend, Umschau hält nach Liege- und Ausladungsmöglichkeiten. In dem überfüllten Hafen und bei dieser Dunkelheit erschien dazu keine Aussicht und das T-Boot kommt zum Geleit zurück, um dort ebenfalls für die Nacht vor Anker zu gehen. Bei Morgengrauen sollte erst eingelaufen werden.

Das fordert den Widerspruch des Gauleiters heraus. Er will sich der Anordnung nicht fügen. In voller Fahrt kommt die „Ostpreußen“ längsseits, und, auf den „dringenden Befehl des Führers“ pochend, verlangt Erich Koch kategorisch, in den Hafen geführt zu werden. Der Kommandant beruft sich auf seine Verantwortlichkeit dem Geleitzug gegenüber und lehnt eine Änderung seines Entschlusses, bis zum Morgen zu warten, ab. Dafür entläßt er die „Ostpreußen“ aus dem Verband, und diese dampft auf eigene Faust in den Hafen. —

Die Flüchtlinge gehen von Bord des „T 34“ und werden den Sammellagern

am nächsten Morgen!

zugeführt. Dann berichtet der Hafenkommandant über das nächtliche Intermezzo mit dem Gauleiter Koch. Er habe alle Hafenbehörden in Alarm versetzt und darauf gedrungen, daß die „Ostpreußen“ sofort formell abgeliefert werde und der Kraftwagen sowie das Gepäck umgehend an Land gesetzt würden. Er habe sich dann von seinem Gefolge verabschiedet, den Kraftwagen bestiegen und sei noch in der Nacht abgefahren, ohne sich über Absicht und Ziel zu äußern. Das war am 1. Mai 1945.

Seit diesem Tage wußte man nichts mehr von dem damaligen Gauleiter von Ostpreußen, Erich Koch.

Zu unserem Unschlupf: Der „Mönch“ von Helgoland

Übungsziel der Royal Air Force

Wer früher in den Sommermonaten seinen Urlaub in einem der Nordseebäder verbracht hat, der hat es damals sicher nicht versäumt, eine Ausflugsfahrt nach Helgoland zu machen; er ließ sich bezaubern von dem herrlichen Reiz des grünen Landes, der roten Kant' und des weißen Sandes, die in ganz Deutschland Berühmtheit erlangt haben. Heute wollen Hamburger Beeder wieder eine Ausflugstroute nach der Nordseeinsel eröffnen. — doch offen die Besucher nicht mit den alten Erwartungen kommen. Sie finden heute nichts anderes mehr als einen Bombenkrater. Nicht nur während des Krieges war Helgoland das Ziel ständiger Flugzeugangriffe der Royal Air Force, es wurden und werden auch jetzt noch Übungsflüge gestartet, bei denen die zerschundene Insel als Abwurfziel dient. Von der ursprünglichen Struktur Helgolands, der charakteristischen Teilung in Ober- und Unterland, die durch eine über

50 m hohe Steintreppe miteinander in Verbindung standen, ist heute somit fast nichts mehr zu sehen; ebenso kaum noch Überreste der Fischerhäuser, Hotels und Pensionen.

Die rund 2500 früheren Einwohner der Insel, die von der Fischerei und dem Fremdenverkehr lebten, mußten an der Küste und auf anderen Nordseeinseln Unterschlupf suchen. Trotz der restlosen Zerstörung ihrer Heimatinsel, trotz der Notwendigkeit eines völligen Neubeginns, wären sie glücklich, wenn sie wieder heimkehren dürften und versichern, daß es ihnen gelingen könnte, Helgoland wieder herzustellen. Doch sind bisher sämtliche Bemühungen der deutschen Stellen, eine Rückführung der Helgoländer zu erreichen, an dem Widerstand der britischen Besatzungsmacht gescheitert und es besteht wenig Hoffnung, daß diese Insel deutscher Besiedelung zurückgegeben wird.

D. R.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Bericht eines Königsberger Arztes

~~_____~~

Erlebnisse, Beobachtungen und Erfahrungen in Königsberg/Kaliningrad.

Am 5. Januar 1945 verliess ich Göttingen zum letzten Male. Ich hatte dort Frau und Kind bewacht, die ich schon im August, noch vor den Bombenangriffen auf Königsberg bei meinen Schwiegereltern untergebracht hatte.

Am 6. Januar 1945 betrat ich Königsberg wieder, am siebenten Jahrestag meines Dienstantritts dort. Bis zum 16. März 1948 habe ich es nicht mehr verlassen. Was sich in den drei Jahren dort abgespielt hat, habe ich alles miterleben und beobachten müssen.

Ich war vor und während des Krieges als Assistent des Hygienischen Instituts der Universität Königsberg (Pr.) unter Professor Bürgers, dem jetzigen Direktor des Hygienischen Instituts der Universität Göttingen tätig. Seit 1940 war ich dort Oberassistent, gleichzeitig Dozent für Hygiene und Bakteriologie. Seit 1937 war ich Mitglied der NSDAP, habe aber niemals Funktionen übernommen. Ich bin katholischer Konfession und jetzt 42 Jahre alt.

Während der Einschliessung Königsbergs beauftragte mich die Gesundheitsfürsorge der Festung mit der Leitung des Hygienischen Institutes der Festung Königsberg. Die letzten Tage vor der Einnahme verbrachte ich mit Teilen meines Personals im Keller der vormaligen Nahrungsmitteluntersuchungsanstalt in der Langen Reihe. Etwa 24 Stunden vor der Kapitulation siedelten wir in den Keller der vormaligen Chirurgischen Universitätsklinik über, wo ein Hauptverbandsplatz der Wehrmacht untergebracht war. Zwei Stunden nach der Kapitulation durch einen russischen Offizier "aus Scherz" verwundet (Zeugen vorhanden und erreichbar) lag ich mit dem Rest meines Personals bis Ende April noch in der Chirurgischen Klinik, während die verwundeten Kriegsgefangenen schon in ein Lazarett nach Insterburg abtransportiert waren. Als verwundeter Zivilist wurde ich am 26. April in das neuerrichtete "Deutsche Zentralkrankenhaus" im ehemaligen Oberfinanzpräsidium untergebracht und wanderte im Zuge der Verlegung dieses Krankenhauses Ende Juni als Patient mit in das ehemalige den Diakonissen gehörende Krankenhaus der Barmherzigkeit.

Bei meiner Entlassung am 6. VIII. 45 ging ich noch an Krücken. Da die bisherige Stationsärztin plötzlich gestorben war, wurde ich sofort als Stationsarzt der Tuberkulosestation des Zentralkrankenhauses eingesetzt, die in einem stehengebliebenen Gebäudeteil des gegenüber-

liegenden ehemaligen Städtischen Krankenhauses untergebracht war. Seit-her bis zum Erhalt meines Ausreisebefehls habe ich ununterbrochen als Arzt gearbeitet.

Die Tuberkulosestation wurde Ende September 45 in die Frischbierschule, auf der dem ehemaligen Haupteingang entgegengesetzten Seite des Zentralkrankenhauses verlegt, wo neben einem Russenkommando die Küche und die Verpflegungsausgabe unseres Krankenhauses untergebracht war. Dort habe ich dann bis zum 15. März 1948 gewohnt.

Am 12. Februar 1946 wurde die Tuberkuloseabteilung vom Deutschen Zentralkrankenhaus abgetrennt und - wenigstens zunächst - dem Katharinenkrankenhaus angeschlossen. Bei der Verlegung der Patienten dorthin wurde ich nicht mitübernommen, sondern verblieb im Zentralkrankenhaus, wo ich die Tuberkulose - Ambulanz (bis Anfang 1947) weiterführte, Desinfektionsanstalt und Aufnahme-Station übernahm und die Leitung der Siechenstation erhielt, als diese, etwa im März 1946 in den Räumen der ehemaligen Tuberkulosestation in der Frischbierschule neu errichtet wurde.

Mit dem Erlöschen der Militärverwaltung, der Umbenennung Königsbergs in Kaliningrad und der Errichtung der Zivilverwaltung wurde das bisherige "Deutsche Zentralkrankenhaus" nunmehr "Kaliningrader Gebietskrankenhaus". Das Krankenhaus sollte nunmehr gleichermassen der Behandlung von Russen wie der - angeblich gleichberechtigten - deutschen Bevölkerung dienen. Der Direktorposten ging an einen Russen über, in seinem Gefolge erschien russisches Personal, das nach und nach alle untergeordneten Leiterfunktionen innerhalb des Krankenhauses übernahm. Schubweise erfolgten Teilentlassungen deutschen Personals. Deutsche Ärzte wurden noch nicht entlassen, mussten sich aber zum Teil beträchtliche Kürzungen ihrer Gehälter (solche wurden etwa seit Januar 46 gezahlt) gefallen lassen. Auch ich büsste nach und nach sämtliche Funktionen ein. Als im Dezember 46 die letzten Siechen an sogenannte Siechenheime abgegeben worden waren und die Siechenstation vollständig erlosch, war ich so gut wie beschäftigungslos und befürchtete aus diesem Grunde meine Entlassung.

Statt dessen erhielt ich am 20. Dezember 1946 den schriftlichen Befehl des Direktors, in der neu errichteten pathologisch-anatomischen Abteilung mitzuarbeiten. Bis etwa Sylvester 1946 arbeitete ich dort zusammen mit einem zweiten deutschen Arzt, der jedoch zu sehr mit Arbeit überlastet war, um viel Zeit für den Sektionssaal opfern zu können. Etwa Mitte Januar übernahm ein alter russischer Pathologe und Gerichtsmediziner die Leitung der Abteilung. Ich wurde je zur

Hälfte als pathologisch - anatomischer und als gerichtsmmedizinischer Assistenzarzt beschäftigt und bezahlt. In dieser Eigenschaft war ich bis 28. Februar beschäftigt.

Ich habe in dieser Zeit rund 1600 Sektionen, rund 1700 Leichen gesehen. Den überwiegend grösseren Teil der Sektionen habe ich persönlich durchgeführt. Ich glaube, dass kein anderer lebender west-europäische Arzt jemals so viele Verhungerte und Erfrorene seziiert hat. Ich glaube, dass kein deutscher Gerichtsmediziner bei seiner Emeritierung mit 65 oder 70 Jahren so viele Erschlagene, Erschossene, Erhängte, Erwürgte gesehen oder seziiert hat, wie ich, von anderen zufälligen Gewaltstodesarten zu schweigen. Ich bin sicher, dass niemand schrecklichere Taten des Hungerwahnsinns sehen konnte als ich sie sah. Die Zeit des strengen Winters 46/47 habe ich noch fürchterlicher empfunden als die zahllosen bisher nur wenig bekanntgewordenen Greuel der Zeit nach der Einnahme Königsbergs.

Im Februar 48 wurde mir die Hälfte meiner Stelle gestrichen und einer Russin übertragen. Ich übernahm daher eine Stelle als Arzt in "Schifferambulatorien" in der früheren Medizinischen Universitätsklinik, wo ich ein klinisches Laboratorium einrichtete und die Untersuchungen durchführte. Gegen die Zusage wurde jedoch auch diese Tätigkeit nur als halbe Stelle bezahlt. Ab 28. Februar verlor ich auch die zweite Hälfte meiner pathologisch-anatomischen Stelle und arbeitete bis zum 14. März lediglich in der erwähnten halben Laboratoriumsstelle. Am 14. März, meinem Geburtstag, erhielt ich den erwähnten Ausweisungsbefehl und fuhr am 15. März mit einem Kollegen und zwei Schwestern zum Bahnhof, wo wir einen Transport von 2200 Deutschen aus dem Königsberger Stadtteil Ponarth als medizinisches Begleitpersonal zugeteilt waren. Nach fast 1 1/2 Tagen der verschiedenartigsten Kontrollen setzte sich unser Zug am 16. März 1948 mittags 12.10 Uhr endlich in Bewegung. Am 21. März landeten wir im Lager Löbau in Sachsen. Am 17. April gelangte ich endlich zu den Meinen, wenn wir auch die Ausreisegenehmigung aus der russischen Zone im Zuge der verschärften Grenzsperrre verweigert worden war.

Ich versichere hiermit feierlich, dass ich hiermit nach bestem Wissen und Gewissen, ohne Verschleierungen und frei von Übertreibungen Bericht erstatte. Alle Angaben entstammen lediglich meinem Gedächtnis. Aufzeichnungen zu machen, erschien jedem von uns als zu gefährlich. Ich habe oft in schlaflosen Nächten die Erinnerungen an alle Einzelheiten neu heraufbeschworen, nur um nicht zu vergessen. Meine Angaben über die ersten vier Monate sind in erster Linie auf

die unzähligen gleichlautenden Berichte meiner deutschen Leidensgenossen gestützt, da ich selbst verwundet und wohl die ersten Wochen zum grossen Teil in hohem Fieber lag. Bei der Ausreise wurden uns alle Papiere sowie den meisten fast alles Geld, Gold, Schmuck abgenommen. Während der drei Jahre wurden vielen von uns, vor allem Ärzten aus den Ambulatorien, alle Aufzeichnungen und Totenregister weggenommen. Ich persönlich kam ohne jeden Ausweis und ohne jeden Pfennig nach Deutschland. Nur der Trauring war mir geblieben. Das wenige mitgeführte Gepäck werde ich aus der Ostzone nicht mehr herausbekommen.

I. Der Verlauf der drei Jahre im allgemeinen.

1. Überblick

Die Kapitulation der Stadt erfolgte erst, als nur noch wenige Verteidigungsinseln bestanden. Mit ihr ergossen sich riesige Scharen der Kampftruppen in die Stadt. Unter der Wirkung der vorgefundenen grossen Alkoholvorräte verübten diese schon in den ersten Stunden die entsetzlichsten Greuelthaten. Was die Kriegsgeschichte an Mord, Brandstiftungen, Raub und Vergewaltigungen zu erzählen weiss, wurde hier im Einverständnis mit dem russischen Oberkommandierenden getan, geduldet, gewünscht, befohlen. Von dem dreijährigen Kind über die gebärende Frau bis zur 84jährigen Greisin, von der Soldatenleiche bis zum Frischoperierten, dem man Feuer unter das Bett legte, blieb nichts verschont. Die Stadt brannte an allen Ecken, überall legten Brandkommandos Feuer in ganze Strassenzüge. Die deutschen Männer waren als Soldaten oder Volkssturmmangehörige fast alle zu Kriegsgefangenen gemacht worden. Die übrig blieben, waren Frauen, Kinder, Greise. Sie wurden zum grössten Teil auf die Strasse getrieben und anschliessend in Trupps bis zu mehreren Hunderten unter den grössten Leiden und Entbehrungen bei schlechtester oder völlig fehlender Ernährung durch das Samland getrieben. Wer unterwegs liegen blieb, starb. Nachts fanden terroristische Verhöre statt. Alle diese Truppen landeten dann schliesslich in grossen Lagern, die in den Autohallen der Kasernen in Rothenstein und in der Schleiermacherstrasse errichtet waren. Die Personen wurden oft so dichtgedrängt untergebracht, dass sie nur stehend Raum fanden. Die hygienischen Verhältnisse waren schauderregend. Im Mai oder Juni erfolgte die erste Ausgabe von Lebensmittelkarten. Der Typhus brach aus und forderte ungezählte Opfer. Es traten nunmehr die ersten Oedemkrankheiten auf. Im Winter 45/46 starben die Menschen in allen Teilen der Stadt zu Zehntausenden an Hungerödemen. Inzwischen war auch durch die Ende November vollzogene Grenzsperrung praktisch jede Möglichkeit genommen, das Gebiet illegal

zu verlassen. Erst am Ende des Winters fing man an, unzureichende Lebensmittelkarten und mit zweimonatiger Rückwirkung winzige Löhne und Gehälter zu zahlen. Im Frühjahr 1946 bemüht sich die russische Militärverwaltung endlich, durch Errichtung von sogenannten deutschen Klubs, anfänglich antifaschistische Klubs genannt, Einfluss auf die Bevölkerung zu gewinnen. Wenn auch unter kommunistischer Leitung stehend, boten sich doch der schutzlosen Bevölkerung eine erste Möglichkeit erlaubten Zusammenschlusses und einer Art Vertretung deutscher primitivster Lebensinteressen bei den russischen Dienststellen. Durch Schaffung einer sogenannten Intelligenzsektion, die nicht einmal direkter kommunistischer Leitung unterstand, versuchte man, die verbliebene deutsche Intelligenz für den deutschen Klub zu gewinnen. Auch die Lebensmittelversorgung sowie die Kaufkraft des Rubels besserte sich um ein geringes. Es entstanden einige Waisenhäuser, zwei deutsche Ärzte, darunter ich, hielten der Bevölkerung Vorträge über Gesundheitspflege und Geschlechtskrankheiten. Diese Ansätze zum Besseren brachen restlos zusammen, als mit der Einführung der Zivilverwaltung und der Umbenennung Königsbergs in Kaliningrad die Militärverwaltung erlosch. Die in den Stadtteilen errichteten deutschen Klubs wurden aufgelöst, es blieb lediglich der "Zentrale deutsche Klub", untergebracht in den Räumen der ehemaligen Chirurgischen Universitätsklinik, der zuletzt nur noch 5 - 6 deutsche Kommunisten beschäftigte und, abgesehen von politischen Vorträgen in den Betrieben, nur noch seichteste Sonntags-nachmittagsunterhaltungen bieten durfte. Von einer sinngemässen Beschäftigung der deutschen Intelligenz war keine Rede mehr. Die Brotkarten, auf welche Alte, Invalide und Kranke täglich noch 200 gr Brot als einzige Existenzhilfe kostenlos beziehen konnte, wurden gestrichen. Zwar kam jetzt Post durch, aber nur selten. Mit der Erkenntnis der schlechten Ernte im Innern Russlands verschlechterten sich die Verhältnisse schlagartig und ganz enorm. Ein geringerer Teuerungszuschlag, zum Lohn bzw. Gehalt vermochte wohl die Verteuerung der alltäglichen Lebensmittelpreise annähernd ausgleichen. Da aber der Kalorienwert der Kartenlebensmittel den Monatsbedarf eines arbeitenden Mannes höchstens nur zu einem Drittel zu decken vermochte, musste alles andere vom Schwarzhandel her bezogen werden. Dies war umso schwieriger, als Lebensmittelkarten nur an Arbeitende ausgegeben wurden. Zwar schob die Kartoffelernte die Katastrophe noch etwas hinaus, aber als etwa zu Weihnachten der harte Frost anfang, bemerkbar zu werden, wurde das Sterben umso verheerender. Zu aller Not häufte sich nun Raub und Mord in der entsetzlichsten Weise. Überall fand man Tote und Sterbende auf der Strasse. Die

Opfer waren fast ausschliesslich Deutsche. Im Hungerwahnsinn trieb die Menschen der Selbsterhaltungstrieb zu Unvorstellbarem. Die Preise waren so unerschwinglich, dass selbst Arbeitende trotz Lebensmittelkarte und Lohn am Schraubstock oder auf dem Nachhauseweg sterbend zusammenbrachen. So blieben die Verhältnisse bis ins Frühjahr 1947, wo etwa 2200 Menschen auf Antrag nach und nach die Ausreisegenehmigung erhielten. Aber auch jetzt erfolgte noch keine wirksame Preissenkung. Im Juni wurde die Ausreise plötzlich gestoppt, angeblich, weil eine Moskauer Kommission die Lebensverhältnisse der Deutschen als zu unbefriedigend bezeichnet hatte. Es erschien nun eine kleine deutsche Zeitung niederster Stufe. Im Juli, im August kamen kleine Lebensmittelzulagen. Im September wurden die Kartensätze für Lebensmittel und Brot merklich erhöht, so dass der Arbeitende vielleicht einen halben Monat mit seinen Kartenlebensmitteln auskommen konnte, falls er sie nicht mit nichtarbeitenden Familienangehörigen teilen musste. Im Oktober gaben die Betriebe kleinere oder grössere Kartoffelzuteilungen, sogar Bezugscheine für Schuhe und Kleidung wurden an bevorzugte Deutsche und Russen verteilt. Ende Oktober begannen Abtransporte deutscher Zivilbevölkerung auf dem Wege kurzfristiger Ausweisung: die Transporte wurden Ende November eingestellt, nachdem nach unserer Kenntnis etwa 25.000 Menschen in 12 Transporten das Gebiet verlassen hatten. Eine entscheidende Besserung der Lebensmittelverhältnisse brachte die sogenannte Stabilisierung des Rubels und die Aufhebung des Kartensystems insofern, als wenigstens Brot in praktisch beliebiger Menge wenigstens für den zu haben war, der das Geld dazu hatte. Für einen Arzt war es nunmehr möglich, sich mit seinem 500 oder 700 Rubel Gehalt für seine Person - ohne Familie - ausreichend zu ernähren. Die für Januar angekündigte Fortsetzung der Abtransporte setzte ganz unvorhergesehen erst im März ein: es sollen dabei acht Transporte mit rund 16.000 bis 18.000 Menschen das Gebiet haben verlassen können. Ich fuhr als Transportarzt mit dem ersten Transport. Jeder, der Geld hatte, konnte vor Passieren der Sperre an Lebensmitteln, Stoffen, Schuhen und Tabakwaren beliebige Mengen ankaufen. Für seinen Reiseproviant hatte jeder selbst zu sorgen.

Man sagte uns, dass die Abtransporte der Deutschen erst im August wieder fortgesetzt würden. Jetzt sollen noch 29 deutsche Arbeitende im Gebietskrankenhaus zurückgeblieben sein, darunter 12 Schwestern und eine Ärztin.

2. Das Schicksal der Deutschen in Königsberg/Kaliningrad.

Kurz vor dem Fall Königsbergs schätzen die deutschen Behörden die Kopffzahl der verbliebenen Zivilisten auf etwa 50.000 bis 60.000. Seither haben wir keinerlei amtliche Zahlen mehr in Erfahrung bringen können. Die Russen erzählten mir kurz nach dem Fall, dass der Kampf etwa 30.000 Zivilpersonen mit hingerafft habe. Nach dem Fall der Festung setzte ein lobhafter Bevölkerungsaustausch in beiden Richtungen ein. Einerseits gelang es vielen, heimlich nach Zentraldeutschland zu entkommen, andererseits kehrten viele aus der Provinz und aus dem Reich, wohin sie vor den Schrecken des Krieges geflüchtet waren, in ihre alte Heimat zurück. Teilweise waren sie von der Sorge um Hab und Gut, um Angehörige dazu getrieben, teilweise durch Gerüchte dazu verlockt, welche Königsberg als vom Krieg fast unberührt schilderten. Ich sprach selbst mit einer Frau, die sich noch 16 Monate später durch derartige Gerüchte zur Rückkehr nach Kaliningrad hatte verlocken ~~lassen~~ lassen. An der Grenze aufgegriffen, liess man sie wohl noch herein, aber nicht mehr heraus.

Als im August 45 die zweiten Registrierungen aller Deutschen abgeschlossen waren, versuchte ich mit Hilfen der Nummern auf den Registrierscheinen zu einem ungefähren Bild des Bevölkerungsstandes zu kommen. Ungerechnet auf die acht Kommandanturen, in die Königsberg zerlegt war, rechne ich für damals mit einem Bevölkerungsstand von 70.000, vielleicht 80.000 Menschen.

Die Sterblichkeit in unserem Krankenhaus betrug in den ersten beiden Jahren 50 bis ~~60~~ 70%, auf meiner Tuberkulosestation starben in den rund 6 bis 7 Monaten, welche ich die Station führte, über 85% der Kranken. Unser Friedhof hinter der Frischbierschule mass etwa 80 x qm. Hier hatten wir in der Zeit vom Juli bis Dezember 45 knapp 4000 Tote beerdigt. Bei meiner Abreise lagen hier bald 10.000 Tote, fast alles Deutsche, in Massengräbern. In der Mitte erhebt sich das Kreuz. Darunter haben wir unseren Direktor, Professor Dr. Böttner, am 16. Oktober 1947 unter allgemeiner Anteilnahme der Deutschen und Russen beerdigt, der am 12. Oktober gestorben war, zehn Tage bevor die Russen einem Teil von uns durch den eisernen Vorhang zu schlafen erlaubten. Er war bis in den Tod getreu.

Im ersten Winter 45/46 hat unsere Leichenhalle bis 40 Tote täglich beherbergt, die hochgeschwollen von Wasser, fast stets völlig unbekleidet, auf grossen Handwagen hochgestürzt, zum Friedhof ge-

fahren werden. Im darauffolgenden Sommer besserten sich die Verhältnisse nur wenig. Im Winter 46/47 waren die Totenzahlen in unserem Krankenhaus niedriger. Dies lag aber lediglich daran, dass die Russen die Sinkung der Bettenzahl von fast 1500 auf 800 rücksichtslos durchgesetzt und beispielsweise die Aufnahme Verhungernder, ~~w~~ es waren dies damals nur Deutsche, verhungernde Russen kamen erst später zu uns, als wir schon von Besserung sprachen - absolut gesperrt hatten. In Wirklichkeit war die Sterblichkeit in der Stadt wesentlich höher als im Vorwinter. Ein Ambulatoriumsarzt erzählte mir, dass er damals die Rekordzahl von 83 Totenscheinen an einem einzigen Tag erreicht habe. Bei der grossen Kälte konnten die Leichen nicht in die Erde gebracht werden. In einzelnen Stadtteilen mussten die in grossen Stapeln verbrannt werden.

Kurz vor der Ausreise wurde die Zahl der noch Überlebenden Deutschen von den Kommunisten des Deutschen Klubs, den Geistlichen und den Ärzten auf höchstens 15.000 geschätzt. Eine Lehrerin und ihre Bekannte sind aus einem Haus mit 27 Menschen die beiden einzigen Überlebenden.

Es kann kein Zweifel sein, dass die Verhältnisse in der Provinz genau so, wenn nicht noch schlimmer liegen. Über die Ausgangszahlen wissen wir nichts. Dass ~~Männern~~ Hammer und Sichel bei uns weit über 100.000 erschlagen und weggemäht haben, kann nicht der mindeste Zweifel sein.

Die Lebenshaltung der Deutschen war erschütternd. Im Frühjahr 45 ging es noch, dennoch mancherorts Kartoffeln und andere Lebensmittel zu finden waren. Da die Wasserwerke zerstört waren und erst im August 45 wieder langsam zu arbeiten anfangen, musste das Wasser aus dem Fögel, dem Schlossteich und Oberteich und aus den Feuer-~~we~~löschteichen, die wohl alle leichenverseucht waren, geholt werden. So griffen Typhus und ähnliche Darmseuchen gierig um sich. Bis Sept. 45 stieg die Belegziffer des Infektionskrankenhauses täglich, bis dort etwa 1800 Patienten lagen, manchmal mangels alles Erforderlichen zu zweit in einem schmalen Luftschutzbett.

Für die Arbeitenden gab es damals nur 400 bis 600 g Brot täglich. Alles andere musste durch Verkauf der wenigen verbliebenen Habe beschafft werden. Nur die Ärzte der Krankenhäuser hatten Anrecht auf Bezug der völlig unzulänglichen Krankenkost.

Als Lebensmittelkarten im März ausgegeben wurde, erhielten zunächst nur Ärzte und sonstige gesuchte Spezialisten derartige Karten, mit allerdings für heutige westliche Verhältnisse recht beachtlichen Sätzen. An die übrigen Arbeitenden des Kr'hauses u.d. Stadt wur-

den die Karten nur nach und nach im Verlauf der darauf folgenden Monate ausgegeben. Die Sätze waren nur etwa halb so hoch wie bei den Ärzten und betragen in unserem Krankenhaus: Brot täglich 500 g, sonstiges monatlich: Fisch oder Fleisch 1800 g, Fett 400 g, Zucker 400 g, Nahrungsmittel 200 g. Ab Juli 46 erhielten alle arbeitenden Deutschen, auch die Ärzte, diese sogenannte "kleine Karte". Für deutsche Schwerarbeiter gab es keine Zulagen. Die Lebensmittelbelieferung erfolgte ungleichmäßig oft war der Fisch faul, der Zucker nass. Doch konnten wir im allgemeinen damit rechnen, die Lebensmittel, wenn auch oft mit starker Verzögerung, zu erhalten. Das Brot war nass und sauer, dies besserte sich erstmal im September 47. Eine Kartoffelzuteilung durch die Betriebe erfolgte erstmalig im Oktober 47. Für Bewohner Reichsdeutschlands erscheinen diese Sätze nicht ungünstig. Manches Gebiet erhält vielleicht scheinbar weniger. Aber die Sowjetunion hat das alttestamentarische Wort zum Verfassungsparagraphen erhoben: "Wer nicht arbeitet, soll nicht essen". Bis zur Aufhebung des Kartensystems erhielten der Arbeitende und später auch amtlich Krankgeschriebene und Kinder für den Schulbesuch ihre Karte. Sonst niemand. Wer alt, krank, invalid ist, wer keine Arbeit findet, erhält nichts. Nur die Tätigkeit in öffentlichen Betrieben ist Arbeit. Diese haben in der total zerstörten Stadt nur eine beschränkte Aufnahmemöglichkeit. Frauen, die in russischen Familien Hausarbeit verrichten, müssen von diesen aus verpflegt werden. In einer Nähstube arbeiteten im Winter 46/47 deutsche Frauen ohne Bezahlung, ohne Geld, bloss um wenigstens ein paar Stunden warm sitzen zu können. Den übrigen Teil des Tages rennen sie erfolglos auf Arbeitssuche herum. Wo hunderttausende allein zur Schuttbeseitigung erforderlich wären, erfolgen im Tiefwinter 46/47 Massenentlassungen von Deutschen. Während im Kaliningrader Gebiet, ebenso wie im Innern Russlands, Hunderttausende verhungern, hören wir, dass die mitleidige Sowjetunion zwei Millionen Tonnen Weizen an das hungernde Frankreich abgibt. Während unsere neugegründete Zeitung, sie heisst natürlich auch "Neue Zeit", uns vorzwichert, dass in der Sowjetunion jeder Arbeitswillige mühelos die ihm gemässe Arbeit finde, wird der Professor der Königsberger Universität und Handelshochschule Dr. U., der bisherige Personalchef des Krankenhauses, im Sommer 47 als Kuhhirte eingesetzt. Laufen zwei unserer Ärzte sich die Hecken ab, um endlich wieder in ihre alte Arbeit, aber gegen Schwestergehalt, eingestellt zu werden, während russische Ärzte, deren Gehälter und noch drei oder fünf andere dazu beziehen, aber die Arbeit den Deutschen überlassen. So ist es im Infektionskrankenhaus, so ist es überall.

So kommt es zum Hunger. Die Deutschen wehren sich gegen diesen Feind mit Arbeit, mit der Herstellung von Haushaltsbedarf, von Holzschuhen, von Kleidung, mit Verkauf von selbthergestellten Brötchen, Törtchen, mit Schwarzhandel, mit allen erdenklichen, aber nicht mit Selbstmord. Aber manche, nicht wenige, treibt der Hunger zum Mord, wohl dem, den der Tod erlöst, bevor er dazu getrieben wird.

Es ist absolut Glückssache gewesen, zu Überleben. Auch Ärzte hat der Tod in grosser Zahl von uns genommen. Endlich im Sommer 47 fing die Besserung an. Aber bis in die letzte Zeit haben verhungerte Deutsche auf dem Sektionstisch gelegen. Etwa seit Mitte September 47 kamen auch vereinzelt verhungerte Russen zur Sektion. Es bestand schon ein derartiges Überangebot, dass auch neuangekommene oder schwache Russen nicht mehr oder weiteres Arbeit finden konnten.

3. Das Schicksal der Deutschen in Russisch-Ostpreussen,

war noch oft schlechter als das Leben in Königsberg. Vielleicht hatten sie es während der Kartoffelernten leichter, sich einen kleinen Vorrat beiseite zu schaffen. Aber im Sommer mussten sie meist bei schwerer Arbeit noch stärker hungern als die Städter, die vor allem im letzten Halbjahr durch Zusammentragen von Blei, Kupfer, Messing sich hübschen Verdienst oder Nebenverdienst beschaffen konnten. Die Güter werden alle in Kolchosen (Kollektivwirtschaften) oder Sowchosen (Staatsgüter) umgewandelt. Für die deutsche Landbevölkerung wog der Unterschied nicht schwer. Nach übereinstimmenden Berichten von allen, welche zu Reisen durch die Provinz Gelegenheit hatten, wird nur ein Bruchteil der Güter bearbeitet und nur ein Bruchteil der Anbaufläche dieser Güter bestellt. Die ganze Fläche zwischen Königsberg und dem Gut unseres Krankenhauses Klein Waldeck ist auf den ganzen 38 km Strassenlänge unbebaut, soweit auch der Blick rechts und links der Strasse hinausschweift. Unser deutsches Personal konnte das oft feststellen, dass es in laufenden Ablösungen in den Jahren 46 und 47 zur Landbestellung oft hinausgefahren wurde, um nach einigen Tagen durch einen neuen Trupp abgelöst zu werden. Auch diese HILFE reichte bei weitem nicht aus, um die volle Ausnützung der Anbaufläche zu ermöglichen. Die Kartoffellieferung des Gutes im Herbst 47 für das Krankenhauspersonal beträgt noch nicht 200 Zentner.

Die Grenzen Russisch-Ostpreussens wurden im November 45 geschlossen. Im Frühjahr und Sommer 45 war ein völlig wilder, jedoch stark durch Plünderer erschwerter Verkehr in beiden Richtungen möglich.

Einerseits durch die Reiseerfahrungen der aus dem Westen Kommenden, ferner durch die Vertröstungen der zuständigen russischen Behörden, endlich durch die nie endenden Gerüchte über eine baldige geschlossene Evakuierung aller Deutschen, die nachweislich von der GPU (alias NKWD, alias MWD) selbst in die Welt gesetzt wurden, liessen sich viele Deutsche von Fluchtgedanken ablenken, bis es zu spät war. Im Dezember 45 war die Abriegelung der Grenze schon vollständig; durch die tiefe Sicherung des eigentlichen Grenzstreifens kam kein Mann mehr durch. Zum Schluss, etwa seit Frühjahr 47 galt schon das unbefugte Betreten der Stadt Pr. Eylau als Spionage a und soll namentlich bei Männern in der Regel mit zwei Jahren Straflager bestraft worden sein. Vor Beginn unserer Ausreise hatte die GPU die Bespitzelung der Deutschen weitgehend eingestellt. Ihre Aufmerksamkeit galt nun der Frage, welche Russen den Wunsch geäußert hätten, nach Deutschland mitzufahren. Als der Zug endlich reisefertig war, liess ein MWD-Kommando alle Ausgewiesenen aus dem Zug heraustreten, kontrollierte den Waggon auf blinde Passagiere und schob dann die Wageninsassen unter Namensaufruf einzeln in die Waggons. Dann wurden die Türen zugeschoben. (Es waren natürlich Viehwagen, jeder Waggon beherbergte 45 - 46 Menschen) und von aussen zugehakt, draussen patrouillierten Posten mit aufgefplantem Bajonett. Durch schmalen Türspalt konnten wir beobachten, wie sie auf den Zug aufsprangen, wenn er anfuhr und sofort wieder patrouillierten, sobald er hielt. Als wir uns dem eisernen Vorhang näherten, sahen wir das vorher so wüste Land frisch beackert, das Gehölz unter Manneshöhe gestutzt, die Wege sorgfältig geharkt. Dies soll dazu dienen, sofort jede Fußspur sichtbar zu machen. Aus früheren Erzählungen wussten wir, dass hier dauernd Patrouillen zu Fuß, zu Pferde und auf dem Motorrad streifen, versteckte Posten mit Hunden stehen, ~~Stolperdrähte~~ Stolperdrähte gespannt sind und reizvolle Überraschungen aller Art verborgen sein sollen. Die letzten zwei, drei Kilometer sahen wir das Geleise mit Stacheldraht eingezäunt. Wir sahen mehrere Doppelposten neben dem Geleise. Plötzlich hielt der Zug. Als er wieder anfuhr, dauerte das Stacheldraht nur noch eine kurze Strecke, Plötzlich hörte ~~man~~ er auf. Nun wussten wir, dass wir wirklich Russland verlassen hatten. Den Sonnenschein über den Feldern nahmen wir als gutes Omen. Im ehemaligen Bartenstein hielt der Zug. Plötzlich wurde der Haken an unserer Tür gelöst, wir konnten hinaus. Die Posten sahen wir nicht mehr, sie hatten den Zug wohl schon beim Halt an der Grenze verlassen.

Das Kaliningrader Gebiet ist für Deutsche und Russen gleichermassen Sperrgebiet. Der Aufenthalt in demselben ist nur auf Grund eines

besonderen Stempels erlaubt, der nur bei Vorlage einer Arbeitsbescheinigung bzw. einer Arbeitslosigkeitsbescheinigung von der Miliz (Polizei) erteilt wird. Das ehemalige Pillau ist hierbei noch besonders Sperrzone, das Deutsche nicht betreten und erst recht nicht bewohnen dürfen. Die Städte und Dörfer Russisch-Ostpreussens werden von allen, die sie sehen, als weitgehend zerstört geschildert. Das Ostseebad Granz soll weitgehend, die Bäder Rauschen und Georgenwalde fast völlig intakt sein. Sie alle werden von den Russen gern als Kurort (auch das russische Wort ist das gleiche) benutzt. Alle Städte sind russisch umgetauft, die Kreiseinteilung ist neu geregelt. Das ehemalige Memelgebiet ist jetzt Bestandteil der Sowjetrepublik Litauen. Dort gelten nun litauische Namen.

Die Wälder des Kaliningrader Gebietes, wie sich Russisch-Ostpreussen heute nennt, sollen völlig vernichtet sein. Insbesondere weiss ich das vom Metgethener Forst und den Wäldern der Elbniederung von einem Fahrer, der dort oft seinen LKW durchsteuerte.

4. Die Entwicklung und die Geschichte der Krankenhäuser.

Bei der Besetzung der Stadt haben die Russen auch in den Krankenhäusern und Lazaretten die entsetzlichsten Greuel verübt. Abgesehen von den üblichen Plünderungen haben sie auch dort an allen weiblichen Personen, von der Ärztin angefangen über die evangelische oder die katholische Ordensschwester, der geflüchteten Deutschen oder Russin, den deutschen, polnischen oder russischen Hilfspersonal bis zur Schwangeren, der Wöchnerin, ja sogar bis zur Gebärenden Gewalt verübt, vom einfachen Soldaten bis zum General. Sie legten Feuer unter die Betten von Kranken und Verwundeten und setzten einen grossen Teil des Krankenhauses der Barmherzigkeit in Brand. Die Kranken und das Personal mussten das Haupthaus verlassen, als dies nicht brennen wollte, und wurden gezwungen, ohne Rücksicht auf ihren Zustand und ohne irgend welche ausreichenden Transportmittel nach dem Stadtteil ^{Granz} Meranenhof zu wandern, wo sie unter den jämmerlichsten Verhältnissen einige Tage hausen mussten. Endlich wurden sie nach dem ehemaligen Oberfinanzpräsidium verlegt, wo vorher ein Hauptverbandplatz gewesen war. Dort wurden alle zivilen Kranken und Verwundeten Königsbergs zusammengefasst während die Infektionskranken im Infektionskrankenhaus in der ehemaligen Univ. Nervenklinik, beide in der Alten Pillauer Landstrasse untergebracht wurden, dessen Leitung Professor Starlingen übertragen wurde. Ich kam am 26. April ins Oberfinanzpräsidium, das schon damals Deutsches Zentralkrankenhaus hiess und der Leitung Prof. Böttners unterstellt worden war. Auch Kriegsgefangene Ärzte wurden ohne Zaudern von den Russen eingesetzt, ebensowenig stellte zugegebene einfache Mitgliedschaft bei

der NSDAP einen Hinderungsgrund dar; der durch Flucht und Selbstmord entstandene grosse Ärztemangel machte diese Massregeln unentbehrlich.

Die Stadt war in acht Kommandanturen aufgeteilt.

1. Innenstadt, 2. Maranenhof, 3. Kalthof, 4. Schönfliess, 5. Ponarth, 6. Gosse, 7. Hufen, 8. Juditten. Unter der Zivilverwaltung änderte sich die Einteilung, die Nummern und die Namen, z.B. Moskauer Kraxon, usw. In allen Kommandanturen wurden Ambulatorien eingerichtet, die mit einem oder zwei deutschen Ärzten, natürlich unter russischer Aufsicht (Feldschere oder Ärzte) besetzt und denen teilweise Apotheken und kleine Krankenbeobachtungsstationen angegliedert wurden. Etwa Ende Juni 45 wurde das deutsche Zentralkrankenhaus in ~~xxx~~ das verlassene Krankenhaus der Barmherzigkeit, das Infektionskrankenhaus in das York-Lazarett verlegt. Wann das Elisabeth- und das Katharinenkrankenhaus wieder der Versorgung der Zivilbevölkerung zugeführt wurden, weiss ich nicht genau, es muss aber auch schon ziemlich früh gewesen sein. Später wurde die Venerische Station verwaltungsmässig, die Tuberkulosestation tatsächlich vom Zentralkrankenhaus abgetrennt, und dem Infektionskrankenhaus angegliedert.

Die Belegziffer des Zentralkrankenhauses stieg dauernd an und betrug bei Eintritt der Zivilverwaltung im Juli 45 bis 1500 Patienten, eine Leistung, die umso höher zu bewerten ist, als diese Betten tatsächlich aus dem Nichts neu geschaffen werden mussten. Aus verlassenen Häusern, Kasernen, Luftschutzkellern mussten die Betten wieder neu zusammengetragen werden, ein grosser Teil des erforderlichen Mobiliars wurde ebenso beschafft, denn beim Wiederbezug des Krankenhauses war praktisch alles fortgeschafft bzw. demoliert. Trotzdem musste das Krankenhaus dauernd Betten, Möbel und Instrumentarium abgeben, sowie seine Handwerker ausborgen, um den Russen die Errichtung ihrer russischen Krankenhäuser zu ermöglichen. In obiger Zahl sind etwa 100 Sieche und 200 sogenannte Flüchtlingskinder (Waisen, Kinder, deren Eltern bzw. Mütter selbst im Krankenhaus lagen und nicht für die Kinder sorgen konnten, Findlinge, Ausgesetzte usw.) inbegriffen. Die Krankenhöchstziffer des Infektionskrankenhauses betrug 1800 Patienten. Hier mussten die Krankenteilweise zu zweien in einem Luftschutzbett liegen.

Bei Einführung der Zivilverwaltung ging zunächst der Direktorenposten, nach und nach fast alle anderen irgend leitenden Posten auf Russen über. Auch in den Ambulatorien spielte sich dasselbe ab. Unser Krankenhaus wurde als Gebietskrankenhaus staatlich. Die Zahl der Patienten wurde für unser Krankenhaus auf 800 festgesetzt. Im Laufe von 6 bis 9 Monaten wurde diese Zahl erreicht. Die "GESUNDEN" Kinder

wurden in Waisenhäuser, die Siechen in entsprechender Weise in- und ausserhalb Königsberg abgeschoben. Im Übrigen nahm man zahllose, oft brutale Entlassungen und noch rücksichtslosere Drosselungen der Aufnahmen bei Deutschen vor. Zur Zeit des kalten Winters 46/47, als die deutsche Bevölkerung dem schwebsten Hunger ausgesetzt war, durften Dystrophiker, wie die russische Medizin den Verhungerten bezeichnet, in keinem Krankenhaus mehr aufgenommen werden. Ich persönlich habe damals als deutscher Arzt vom Dienst mehrere Sterbende mit der Bahre von der Strasse weg ins Krankenhaus getragen, darunter auch solche, die kurz vorher vom russischen diensthabenden Arzt als "einfache Dystrophien" oder mangels Papiere zurückgewiesen worden waren. Erst der sterbende Zustand ermöglichte die Aufnahme. Im Übrigen wurden den deutschen Ärzten die Berechtigung, über Aufnahme oder Nichtaufnahme zu entscheiden, von dem russischen Direktor rasch völlig entwunden und uns lediglich beratende Funktionen zugestanden.

Erst im Sommer 47 wurde, wohl als Vorbereitung auf den Abtransport der Deutschen, die Aufnahmesperre für verhungerte Deutsche wieder gelockert. Im Infektionskrankenhaus wurde sogar plötzlich eine eigene Station für Hungerkranken eingerichtet, jedoch ohne irgendwelche Ernährungs- oder sonstige Zulagen. Arzneimittel, Verbandstoff, Instrumente und sonstiger Krankenhausbedarf war praktisch immer qualitativ und quantitativ völlig unzureichend. Die Nachtschwester ohne Licht, der Chirurg ohne Instrumente, Verbandstoffe, Sterilisationsapparat: der Internist ohne Herzmittel, Durchfallmittel, der Venerologe ohne Salvarsan: die Entlassungsanstalt ohne Chemikalien gegen Läuse, ohne Krätzmittel, ohne Haarschneidemaschine; ein Krankenhaus ohne Seife, ohne Bad; eine Wäscherei ohne Seife, ohne Trockenboden! Ein Pathologe ohne Gummihandschuhe, ohne Mikroskop sind bloss kurze Illustrationen eines Mangels an allem, der sich auch bis zur Zeit meiner Abreise grundsätzlich nur wenig geändert hatte. Die Chirurgen mussten eine Zeitlang buchstäblich mit Blättern verbinden. Die ab und zu gelieferten Artikel waren so wenig, die Lieferungen so selten, dass es stets am nötigsten fehlte. Oft aber waren irrsinnige Verwaltungsbestimmungen Anlass und Ursache der unverantwortlichsten Zustände. Hierfür einige Beispiele:

Als mein russischer Chef im Dezember 47 über jeden der 10 Finger seiner löcherigen Gummihandschuhe einen oder mehrere schlotternde Gummifingerlinge ziehen musste, die überall das Wasser, das Blut und den Schmutz der Sektionen eindringen liessen, wurde das Eintreffen guter Sektionshandschuhe in der Gebietsapotheke gemeldet. Wenn auch diese Apotheke kaum 30 m von uns ab im gleichen Gebäude

untergebracht war, so hätte der vorgeschriebene Dienstweg für den Bezug der Gummihandschuhe immerhin in 10 oder 14 Tagen abgewickelt sein können. Infolge Streitigkeiten zwischen Krankenhausapotheke und Prokuristin waren die Handschuhe jedoch selbst bei meiner Abreise Mitte März 48 noch nicht dem Krankenhaus übergeben worden. Die gleichen Streitigkeiten hatten inzwischen bereits auch auf den Krankenstationen einen empfindlichen Mangel an den notwendigsten Chemikalien verursacht.

Die Sulfonamide waren zweitweise so knapp, dass sich der russische Direktor die Genehmigung für ihre Anwendung in jedem einzelnen Fall vorbehielt. Mir war Anfang November 46 die beantragte Menge zur Behandlung einer alten Frau glatt verweigert worden. Da jedoch das Krankenhaus die zu den Novemberfeiertagen erforderliche rote Fahne nicht besass, ordnete der Direktor die Herausgabe von 1,5 Liter einer 10%igen Lösung roten Protosils aus der Krankenhausapotheke an, mit der dann unsere Kommunisten weisse Bettlaken in schmutziggelblich-braun - rote Fahnen verwandelten. Diese Anwendung wiederholte sich später noch einmal, da das wasserlösliche Protosil im Regen ausgewusch.

Wir Ärzte begrüßten es sehr, dass der neue Direktor bald nach Dienstübernahme im Herbst 46 die Ausbesserung der Aufnahme-Station anordnete. Hier hatten wir die neuzukommenden Kranken solange untergebracht und versorgt, bis die Entlassung durchgeführt und auf den Stationen Platz geschaffen war. Nach Ausbesserung des Raumes und Aufstellung neuer Betten mit weissen Überzügen -es gab sonst im Krankenhaus fast nirgends solche- sahen die Räume ganz unkaliningradisch aus. Es wurde auch eine deutsche Nachtschwester eigens zum Dienst hier bestellt, die mehrere Monate dort nicht Dienst machte, nicht schlief, denn die Räume durften bei Androhung schwerer Strafen beileibe nie belegt werden! Höchstens erhielt mal ein durchreisender russischer Arzt die Genehmigung für eine Nacht! Selbst russischen Offizieren wurde die Genehmigung zum Übernachten stets verweigert. Spät gekommene Patienten mussten in der Entlassungsanstalt übernachten. Allabendlich überzeugte mich der Direktor persönlich von der Anwesenheit der Nachtschwester wie von der Unberührtheit der 10 oder 15 weissen Betten. Wie die Sache dann nach der neuerlichen Umgruppierung der Aufnahme-Station weiter gehandhabt wurde, entzog sich meiner Beobachtung.

Diese Unglaublichkeiten sind wahr, ich verbürge mich dafür. Nicht besser stand es mit der Verpflegung. Anfänglich war die ganz jämmerlich, jedoch brachte ein menschenfreundlicher russischer General Anfang Mai 45 eine ganze Reihe beachtlicher Verbesserungen,

auf die ich aber nicht weiter eingehen will, da sie bis Anfang Juli schon wieder erloschen waren. Dann erhielten die Kranken 400 oder 500 g. Brot (schwarz, stets nass, stark sauer) 60 oder 80 g Nahrungsmittel, 75 g Fleisch, 15 g Fett, 13 g Zucker als Tagesrationen (ganz genau kann ich mich jedoch nicht für die Zahlen verbürgen). Da aber das Personal täglich nur 400 g Brot und sonst nichts geliefert erhielt, bürgerte sich rasch die Ausgabe der Mittags-Krankensuppe an das Personal ein. Dies bedeutet etwa eine 20 bis 25 % -ige Kürzung der Krankensätze, von illegalen Sonderabzweigungen deutscher - und russischerseits ganz zu schweigen. Nur die Ärzte hatten Anspruch auf Bezug der Krankenkost. Die gelieferten Nahrungsmittel waren oft qualitativ äusserst minderwertig, dabei ohne Abwechslung. Von August bis in den Oktober 45 gab es mittags nur eine dünne Suppe von Grütze oder Hirse mit faulem Fleck (Kuhmagen), die ich mir oft nur mit zugehaltenen Nase und stets nur mit überstarkem Salzzusatz geniessbar machen konnte. Als Stationsarzt erhielt ich wohl stets grössere Portionen als die Kranken. Durch das lange Krankenlager (natürlich mit Patientenportionen) und die noch bestehende Eiterung meiner Fusswunde geschwächt, wurde ich trotz (oder vielleicht auch infolge) der grösseren Portionen schwer darmkrank. So ist es kein Wunder, wenn auch ein Grossteil der Patienten in den Betten langsam verhungerte und die Sterblichkeit 40 bis 50 % und noch mehr betrug.

Mit der Aushändigung von Lebensmittelkarten wurde die Ausgabe von Krankensuppe an das Personal unterbunden. Die russisch gewordene Krankenhausleitung führte dann die Ausgabe besonderer Diätformen an die Kranken ein. Da aber die Bestandteile einförmig blieben, bestanden die Diätgerichte lediglich in Variationen des Salz-

Kämpfer

- 17 -

gehalten und des Zerkleinerungszustandes. Es war noch 46 und bis Mitte 47 keine Seltenheit, dass russische Patienten einfach weg-liefen, weil sie nicht satt werden konnten. Seit Mitte oder Ende 47 soll jedoch die Krankenkost erheblich reichhaltiger und ab-wechslungsreicher geworden sein. Längerliegende weibliche deutsche Patienten verzeichneten nun nicht unbeträchtliche Gewichtszunahmen.

Als Tragikomödie besonderer Art empfinde ich rück-schauend den Übergang unseren Verpflegungsempfanges von der russi-schen Militärproviantstelle an die entsprechende zivile Stelle, wie sie im Zuge der Verwaltungsübergabe von Militär - an Zivilverwal-tung durchgeführt werden musste. Obwohl sonst Feind jeder Volks-wirtschaft, legte der ausscheidende Krankenhauskommandant unserer (noch deutschen) Krankenhausleitung nahe, aus den russischen Ver-pflegungsbezügen der letzten 10 Tage für einige Tage Vorrat zurück-zulegen, denn es sei leicht möglich, dass der Verpflegungsempfang stocke. Der Rat wurde natürlich befolgt. Aber die Wirklichkeit über-bot Vorsage noch. Am 4. Tag war - wie bei der Kürze des Zeitraumes und den knappen Rationen nicht anders möglich - der "angehäufte Vorrat" verbraucht, obwohl das Essen reichlichst mit wilder Melde und Brennesseln gestreckt worden war. Am 5. Tag gab es nur Brennes-seln und Melde. Abends gab es dann wenigstens irgendwoher die 400 g Brot. Aber es dauerte 8 oder gar 10 Tage, bis die anderen Lebens-mittel geliefert werden konnten. Soweit ich informiert bin, war auch das nur möglich, weil der nicht deutschfeindliche Direktor des benachbarten russischen Frauenkrankenhauses nun auf sein eigenes Risiko aus dem ihm unterstellten Magazin Lebensmittel aushilfsweise vorschoss. Für die ausgefallenen Tage wurde weder Brot noch die übrigen Lebensmittel nachgeliefert.

Lumpberger Arzt
- 18 -

Kurz vorher war die Verpflegung etwas besser geworden. Plötzlich war irgendwie ein -für uns überwältigend - grosser Milchsegen aufgetreten. Das Krankenhaus erhielt jetzt - ich glaube mich recht zu erinnern - 50 Liter Milch täglich, davon erhielt die Kinderstation nun 35 Liter täglich, statt bisher 3,5 Liter täglich seit Bestehen des Krankenhauses (ca 120 Kinder, Säuglingssterblichkeit 99 %). Als wir der Ursache des Milchsegens nachgingen, mussten wir zu unserer grössten Verblüffung feststellen, dass in einer eigens dafür hergerichteten " Molkerei " amerikanisches Trockenpulver verrührt und an die bezugsberechtigten Stellen verteilt wurde. Später kam man dann auf den naheliegenden Gedanken, dem Krankenhaus das Pulver statt der fertigen Verdünnung zu geben. Da war dann die Gewissheit vollständig. Ostpreussen war früher dasjenige deutsche Gebiet, in dem Milch und Honig floss, jetzt brauchte es amerikanische Trockenmilch. Der Milchsegen dauerte übrigens nur wenige Wochen.

Während der Zeit der Militärverwaltung war übrigens alles, was das Krankenhaus erhielt (natürlich mit Ausnahme des Brotes, der wenigen Kartoffeln, der Fische und des Frischfleisches) amerikanischer Herkunft. Insbesondere wurden die mikroskopischen Fleisch oder Wurstportionen amerikanischen Konservendosen entnommen. Auch die Medikamente und Verbandstoffe, soweit wir solche erhielten, waren damals nur deutscher und amerikanischer Herkunft.

5. Die Behandlung der deutschen Kommunisten durch die Russen ist zu interessant, um nicht kurz hervorgehoben zu werden. Die Hoffnung der Kommunisten, von den Russen bevorzugt behandelt zu werden, konnte zunächst kaum bitterer enttäuscht werden. Dies war unschmerzhafter, als viele Kommunisten zu Beginn der Rus-

senzeit von Deutschen anderer Parteirichtungen stark umschmeichelt wurden, um ihre Protektion zu erlangen. Jedoch sind anfänglich die Kommunisten genau so geprügel, genau so verhört, genau so eingesperrt worden, wie im Durchschnitt alle anderen Deutschen. Es gab manchen ehemaligen Nazi, der wie ich ohne weiteres seine Mitgliedschaft angab. Es passierte hierbei nicht selten, dass diese Leute nun im Verhör mit besonderer Höflichkeit behandelt, zum Sitzen aufgefordert, zum Rauchen eingeladen wurden. Befragte man Kommunisten nach ihren Verhören, so winkte mancher vielleicht kurz ab. Diejenigen aber, die antworteten, hatten niemals derartige Dinge zu berichten, wie obige Nazis. Ebenso wie die überlebenden Juden wurden Kommunisten, auch wenn sie sich noch durch Parteibuch ausweisen konnten, anfänglich mit besonderem Misstrauen behandelt, ja offen der Zusammenarbeit mit der Gestapo beschuldigt "da sie ja sonst alle umgebracht worden wären". Auch hungern durften die Kommunisten wie wir alle. Mit der Gründung der deutschen Klubs wurden jedoch plötzlich eine Reihe Kommunisten als Funktionäre benötigt und eingesetzt. Auch die Leitung der Waisenhäuser wurde Kommunisten anvertraut. In unserem Krankenhaus wurden zwei Kommunisten mit der politischen Führung betraut.

Als jedoch die russische Zivilverwaltung Platz griff, erloschen diese Funktionen. Lediglich der Zentrale Deutsche Klub blieb bestehen, in dem noch 5 oder 6 deutsche Kommunisten weiteramtierten, ohne dadurch besser zu stehen als ein einfacher deutscher Handwerker. Ihre Funktion bestand m.W. lediglich in der Abhaltung politischer Betriebsversammlungen, in der sie vorgeschriebene Vorträge zu verlesen hatten. Selbst dazu reichten ihre

- 20 -

Kenntnisse kaum aus. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ihre Überzeugung nach allen ihren Erfahrungen noch echt sein könnte, wenn je sie überhaupt echt war. Geachtet wurden sie weder von den Deutschen noch von den Russen. Der eine unserer "politischen Leiter", ehemaliger Seemann, sehr primitiv, doch trotz grosser Schwatzsucht gutartig und niemals ein Verräter, wurde wegen Unterschlagung von 70 kg. Hafer, damals die einzige Nahrung vieler Deutschen, zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt und starb drei Monate nach Strafbeginn. Die andere, eine herrschsüchtige, äusserst lügenhafte und intrigante Frau wurde mit anderen deutschen Personal im Spätwinter 47 entlassen, arbeitete noch einige Monate als bezahlte Agentin der MWD und ist dann plötzlich verschwollen. So verschwanden alle übrigen Kommunisten allmählich wieder völlig in der Masse der übrigen Deutschen. Einige versicherten mir erbittert, dass sie für immer vom Kommunismus geheilt seien, von den anderen nehme ich es mit Bestimmtheit an.

6. Die Evakuierung der Deutschen erhofften wir ständig seit Sommer 45. Einzelne Radiohörer verbreiteten die wahrscheinlich missverständliche Nachricht, dass die Rückführung der Deutschen aus den abgetrennten Ostgebieten unmittelbar bevorstehe. Die zuständigen russischen Behörden unterstützten diese Auffassung durch den gleichmässigen Bescheid auf alle diesbezüglichen Anfragen, dass mit der Freigabe der Ausreise in zwei bis vier Wochen gerechnet werden könne. Da sich diese Antwort, soweit sie überhaupt erhältlich, trotz der fortrollenden Monate gleichmässig wiederholte, kühlte sich ihr Wert im Laufe der Jahre erheblich ab. Bis Weihnachten 45 wurden durch die für die MWD arbeitenden Deutschen eine ganze Anzahl bestimmter Termine nach und nach angegeben. Für Ende Dezember erhielten verschiedene Bürgermeistereien (Bürgermeisterei ist eine Untergliederung einer Kommandantur bzw. eines

Rayons) die amtliche Aufforderung, sich für einen Fussmarsch nach Braunsberg (schon im polnisch besetzten Gebiet gelegen) bereit zu halten. Im Mai 46 wurde durch den russischen Kommandanten unseres Krankenhauses die Aufhebung der Ausreisesperre als unmittelbar bevorstehend bezeichnet. Endlich wurde im Hochsommer 46 einigen Deutschen die Möglichkeit geboten, Anträge auf Genehmigung der Ausreise mit grossen Fragebogen einzureichen. Bevor sich die Sache herumgesprochen hatte, wurde schon die Annahme derartiger Anträge wieder gesperrt. Von allen damals gestellten Anträgen wurde m.W. nur der eines 70 jährigen Wasserwerkingenieurs genehmigt, der innerhalb weniger Tage mit seiner alten Frau im kältesten Januar bei heftigen Schneegestöber im offenen Güterwagen überglücklich zur Grenze fuhr. Im März 47 wurden plötzlich wieder derartige Anträge angenommen. Dies dauerte bis Ende Juni 47. Die Frage, ob die Anträge mit oder ohne Fragebogen gestellt werden mussten, erfuhr dauernd wechselnde Behandlung. Es kamen nur solche Antragsteller in Betracht, die nachweislich arbeitslos waren oder eine Bescheinigung ihres Arbeitgebers beibrachten, dass sie für den Fall der Ausreise von der Arbeit freigestellt würden. Trotzdem die Krankenhausdirektionen zahlreiche derartige " Freistellungen " erteilten, kamen nur ein oder zwei Ärzte und vereinzelt aktives Sanitätspersonal heraus. Insgesamt verliessen ca. 2200 Personen in dieser Zeit das Kaliningrader Gebiet. Die Anträge wurden vormittags in Empfang genommen: schliesslich nahmen die Russen bis 100 Anträge täglich an. Um den Andrang der Antragsteller etwas zu regeln, ordnete der damals arbeitslose Arzt Dr. R. die Leute der Reihenfolge nach in eine Liste nach Nummern. Jeder war glücklich, der eine derartige Nummer erhielt. Am Ende dieser Antrags-

periode war praktisch die ganze Stadt von Dr. R. registriert. Mit rund 14.000 Antragstellern haben wir somit einen weiteren rohen Anhaltspunkt für die damalige deutsche Bevölkerungsziffern-Mehr-
mals in der Woche wurden nachmittags genehmigte Anträge bekanntge-
geben. Diese Aufgabe übernahm der Deutsche D. ebenfalls freiwillig und unbezahlt. Plötzlich wurde die Ausreise abgestoppt.
300 am Abend von D. aufgerufene Personen, die aus irgendwelchen Gründen ihre Genehmigung nicht sofort in Empfang nehmen konnten, erhielten am nächsten Tag schon die ausgeschriebene Genehmigung nicht mehr. Anfänglich betrug die Gültigkeitsdauer der Ausreisegenehmigungen 3 Monate später 8 Tage, zuletzt 3 Tage. Der Ausreisestopp sollte angeblich auf Anordnung einer Moskauer Spezialkommission erfolgt sein. Als die Ausreisegenehmigungen nach Wochen noch nicht wieder in Gang gekommen waren, hielt es Herr D. für angebracht, die Sache nicht einschlafen zu lassen und rief mittels Anschlägen auf beiden Märkten die Deutschen " zur Entgegennahme einer wichtigen Mitteilung " vor die Ausreisedienststelle in die Beethovenstrasse. Niemand ahnte diese Zusammenhänge, als sich die Deutschen in grossen Scharen dort versammelten. Die vorbereitete MWD nahm sofort zahlreiche Verhaftungen, besonders der Intelligenz vor, liess sie aber nach einigen Verhören wieder frei. Dr. R. und Herr D. wurden festgenommen und unter Anklage der Aufwiegelung oder ähnlicher Dinge gestellt. Dr. R. einer meiner intimen Königsberger Bekannten, kam nach 73 Tagen Haft und 19 Verhören unbestraft und geistig un-
gebrochen, aber von Hunger ausgezehrt, wieder frei. Er befindet sich jetzt in Magdeburg. Herr D. wurde zu 1 Jahr Gefängnis verurteilt, wurde aber nach Verbüßung einiger Monate als völliges Wrack im Januar 48 strafunfähig entlassen und in unser Krankenhaus eingewiesen. Über sein weiteres Schicksal weisse ich nichts.

- 23 -

Am 21. Oktober wurden plötzlich Deutsche aus Kaliningrad kurzfristig ausgewiesen. Teilweise erhielten sie diese Befehle 20 Stunden, teilweise 6 Stunden vorher. Reiseproviant wurde gewährt, auch jenen, welche die geforderten 80 Rubel nicht beibringen konnten. Anfänglich wurden auch Arbeitende weggeschickt, später setzte sich die Miliz als ausführende Behörde mit den Arbeitsstellen in Verbindung und entliess nur Abkömmliche. Aus Kaliningrad selbst stammten damals nur zwei Transporte. Vor den Ausreiseterminen im März teilte unser Krankenhaus wieder Unabkömmliche ein. Diesmal wurden von Seiten der Miliz darauf nur geringe Rücksicht genommen. Der Stadtteil Ponarth, als dessen Transportarzt ich mitfuhr, wurde restlos auch mit den als völlig unabkömmlich erklärten Spezialisten der Schiffsbauwerft ehemals Schichau, evakuiert. Selbst einige völlig russifizierte Weiber, die zurückbleiben wollten, mussten mitfahren. Nach den Berichten der später gekommenen sind in unserem Krankenhaus noch 20 Deutsche vorläufig zurückbehalten worden. In dieser Serie kamen 8 Transporte (vermutlich 16.000 bis 18.000 Menschen) wieviele davon aus der Stadt, weiss ich nicht. Die letzten Transporte sollen angeblich im August 48 folgen.

Alle Einzelaktionen betreffs Sondergenehmigungen zur Ausreise erwiesen sich als völlig zwecklos. Selbst Professor Böttner der als Arzt Beziehungen zur gesamten russischen Generalität hatte, konnte keinerlei Ausnahme erwirken.

7. Zweck der ganzen dargestellten Entwicklung ist die Russifizierung Kaliningrads und des dazu gehörigen Gebietes. Mit dem Beginn der Zivilverwaltung im Sommer 46 setzte diese im verstärkten Masse ein, nachdem schon vorher der Zivilrusse im Königsberger Stadtbild keine seltene Erscheinung gewesen war.

Nach den ersten Abtransporten der Deutschen im Oktober 47 verschwanden die Deutschen im Strassenbild fast völlig. Überall nur Russen in allen Phasen der Armut, ebenso oder noch mehr verschlissen, gewöhnlich noch schwieriger als die Deutschen im Durchschnitt schon waren, wie diese in allen Ruinen nach verwertbarem Material suchend. Russische Schulen für Kinder bestanden eine ganze Reihe, auch russische Fachschulen (Techniker, Hebammenschule) waren mit bekannt geworden. In einzelnen Stadtteilen waren Magazine (Läden) in grösserer, im ganzen jedoch ungenügender Anzahl. In den Kasernen, soweit diese noch bestanden, lagen russische Truppen. Die Königsberger Industrie, so die Zellstoffwerke, die ehemalige Waggonfabrik Steinfurt, die Schichauwerft, arbeiteten russisch. Es bestand, soweit ich das beurteilen kann, der vollständige russische Behörde und Parteiapparat. Alle Strassennamen sind russisch geworden. Vor allem aber bestanden russische Zustände. Dies ist der Grund warum man besser von Kaliningrad statt von Königsberg spricht. Die deutsche Stadt Königsberg existiert nicht mehr.

Anfänglich kamen die Russen mit ziemlich grossen Illusionen in die Stadt. Man hatte ihnen of goldene Berge in Moskau versprochen. Aber es war keine Seltenheit, dass sie dann wochenlang in ihren Arbeitszimmern wohnen und dort in Kleidern auf dem Tisch schlafen mussten. Im Winter forderte der Brennstoffmangel ohnedies auch von den einfachen Russen heroische Einschränkungen, die umso bitterer waren, als sie das kaltwindigfeuchte Königsberger Klima schlecht vertrugen und häufig mit tuberkulösen Erkrankungen, Rippenfellentzündungen und ähnlichem darauf reagierten. So kam es bald zu Kommandierungen des erforderlichen Menschenmaterials in das Kaliningrader Gebiet. Nach meinem Eindruck wurde dabei der ferne Osten bevorzugt. Ich habe verhältnismässig viele Leute von dort-

her, von Wladiwostok, von Sachalin getroffen, jedoch auch viele aus Turkestan, der Grenze Afganistan, dem Kaukasus. Jedoch fehlte wohl kein Teil Russlands unter den Importierten. Insbesondere war die Gegend von Gorki (Nischni-Nowgorod) ziemlich häufig vertreten.

Es gab unter den Russen dort auch viele Männer und Frauen, die während des Krieges in Deutschland als Kriegsgefangene oder Arbeitsverpflichtete gewesen waren. Es gibt wohl keinen unter uns Deutschen, der diese Menschen damals nicht wegen ihrer schlechten Lebensbedingungen insgeheim bemitleidet hätte. Und doch haben mir alle versichert, dass sie es in Russland nie so gut gehabt hätten wie damals in Deutschland. Und die gleichen Leute versicherten, dass Kaliningrad viel schlechter dran sei als andere russische Gebiete. Man wird aber ohne weiteres annehmen dürfen, dass es der Russe im Durchschnitt doch leichter hatte in Kaliningrad. Betrachte man die Stufenleiter :

Deutschland im Frieden - Deutschland im Krieg - russischer Arbeiter im Kriegsdeutschland findet dies besser als Russland, Russland besser als Kaliningrad. Leben der Deutschen in Kaliningrad schlechter als das der Russen, so sagt dies genug. Jedoch hatte es der Deutsche nicht grundsätzlich schlechter als der Russe. Der deutsche Arzt, erst recht hochbezahlte Spezialarbeiter, waren gegenüber dem einfachen russischen Arbeiter Barone. Ich betone nochmals, dass ich seit etwa September 47 auch gelegentlich verhungerte russische Erwachsene auf dem Sektionstisch sah : verhungerte Russenkinder waren schon vorher nicht ganz selten.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, dass es nicht Russlands Elite war, die sich in Kaliningrad zusammendrängte. Insofern geht es meines Erachtens zu weit, wenn man meinen Bericht oder ähnliche Schilderungen als Grundlage für ein Urteil über allgemein-russische Verhältnisse benutzen wollte. Und trotzdem kann

man eines vorhersagen : Ergösse sich eines Tages Russland über Europa, so wären es gerade diese Menschen, die es hinausschwemmen würde in den Westen. Dann würde jeder erkennen, welch entsetzliches Elend die Ehe zwischen russisch - asiatischem Imperialismus und marxistischer Weltrevolution gezeugt hat.

8. Die Stadt Kaliningrad, ihr Aussehen, ihr "Wiederaufbau

In den Augusttagen 1944 wurde die Innenstadt durch zwei schwere Bombenangriffe weitgehend zerstört. Demgegenüber waren die durch die Belagerung von Ende Januar bis Anfang April 45 entstandenen Schäden relativ mässig, zumal die Russen wenig Bomben warfen, nur leichtere Artillerie einsetzte und obendrein rund 90 % Blindgänger hatte (sie schossen grossenteils mit erbeuteter deutscher Übungsmunition). Die Eroberung der Stadt in der Zeit von 7-9 April ging fliessend über in die Zeit zügellosen Terrors. Hatten schon die Angriffshandlungen weitere erhebliche Zerstörungen verursacht, so wurde anschliessend fast alles übrige durch sinnlose Brandstiftungen völlig zerstört. Anfänglich waren besonders russische Brandkommandos eingesetzt, die völlig planmässig und tagelang ganze Strassenzüge in Brand setzten. Daneben und noch monatelang hinterher erfolgten Einzelaktionen, teilweise auch nur in Trunkenheit und um Raubüberfälle " abzurunden ". Noch im Juli 45 wurde beispielsweise das ehemalige Ostpreussenwerk in der General Litzmannstrasse in Brand gesteckt. Es hatte während der Belagerung als Kampfverbandsplatz gedient. Bei seiner überstürzten Räumung durch die Russen waren eine Reihe von Toten und vielleicht auch Sterbenden dort zurückgeblieben, deren Leichen nun im Sommer die Luft verpesteten. So steckte man es kurzer Hand in Brand ; da das massive Gebäude der Feuerbrunst standhielt, wurde es dann wenige Monate später als Kriegsgefangenenlager eingerichtet. Noch im Januar 47 brannten aus Unachtsamkeit 17 von Russen

bewohnte Gebäude auf einmal ab. Anfänglich wurden nur Aufräumungsarbeiten in den Strassen vorgenommen. Kaum waren diese passierbar, so rollten monatelang die Trecks mit Beute aus verlassenen Wohnungen Ostwärts. Damals entstand auch das einzige neue Bauwerk, das ich in Russisch-Königsberg kenne, eine hohe Siegesssäule am Deutschordensring in Nähe der Bastion Sternwarte, in monatelanger Arbeit von verhungerten Frauen und deutschen Kriegsgefangenen errichtet.

Im Winter 45/46 heizten wir praktisch nur mit Kohlen, die wir in den Ruinenkellern vorfanden. Im Winter 46/47 wurde das Holz aus Ruinen und verlassenen Gebäuden verheizt. Die wenig beschädigte Höftmannsche Klinik wurde auf diese Weise völlig demoliert, ebenso das Hygienische Institut der Universität, meine frühere Arbeitsstätte, das restlos ausgeschlachtet wurde. Die verbliebenen Bibliotheken, auch die Staatsbibliothek mit den nicht nach Moskau verbrachten Beständen wurde ausgeschlachtet. Von Deutschen bewohnte Häuser wurden zwangsgeräumt, um mit dem verbliebenen Glas, den Türen und Lichtschaltern, kleinere Villen für Offiziere zu restaurieren. Sogar neu eingerichtete Latrinen wurden gestohlen. Einmal, schon 47, mussten unsere Handwerker antreten, um einen Schuppen, der irgend einer anderen russischen Dienststelle gehörte, für das Krankenhaus zu stellen.

Erst im Jahre 47 kam etwas Aufbauarbeit in Gang. Bisher hat es sich dabei lediglich um Reparaturarbeiten an teilzerstörten Gebäuden gehandelt. Erst im Februar 48 sah ich deutsche Kriegsgefangene mit der Schuttbeseitigung aus einem völlig zerstörten Wohnblock in der ehemaligen Magenstrasse (jetzt Uliza Karla Marxa) beschäftigt.

Die Denkmäler aus deutscher Zeit sind fast alle stehen

geblieben, vor dem Schillerdenkmal am Schauspielhaus ist jetzt ein kleiner russischer Soldatenfriedhof. Im letzten Sommer dienten die Gräber zum Gemüsebau. Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal am Schloss ist völlig unbeschädigt. Das Bronzestandbild Bismarcks nebenan zeigt eine durchsiebte Brust und einen zerbeulten Schädel. Im zerfetzten Schlossturm hängen noch die Glocken, das Schloss ist mit seinen ausgebrannten Ruinen noch ehrwürdiger als in der Zeit seines Glanzes. Alle Kirchen Königsbergs sind zerstört, zum grössten Teil ausgebrannt, die Gräber der Geistlichen und Adligen im Dom aufgerissen. Das Kantgrab ist zum grössten Teil seiner Gitter beraubt, die Treppen des Podestes durch einen Grabschänder aufgerissen. Nur die Kirche in Juditten soll noch heil sein. Eine Kapelle auf einem der Friedhöfe an der ehemaligen Hermann-Göringstrasse ist soweit brauchbar, dass sie längere Zeit drei christlichen Bekenntnissen für ihre Gottesdienste diene.

In den Ruinen liegen noch überall Leichen, teilweise noch aus den Apriltagen 45, teilweise Opfer von Hunger, Kälte, Mord. Eine z.B. in einer Ruine dicht am Kaiser-Wilhelmplatz habe ich noch lange Zeit gesehen. Sicher liegt sie noch heute dort.

Nur die grossen Bombenrichter in den Hauptstrassen sind zugeschüttet, Granatlöcher, offene Kanalschächte Gullys, Erdlöcher mitten in den Strassen stören niemand. Die gesprengte Brücke dicht hinter dem Königstor ist nur teilbebrückt. Sie ist in ihrem offenen Teil eine beliebte Autofalle für betrunkene und blinde Nachtfahrer.

Die Brücken über den Pregel sind zum grössten Teil zerstört. Nur vier gestatten noch den Verkehr vom Stadtinnern zum Viehmarkt bzw. über die Honigbrücke zur Börse und Hauptbahnhof. Eine Pontonbrücke ist unterhalb der zerstörten Reichsbahnbrücke errichtet.

Hauptbahnhof kaputt, wohin man blickt Zerstörung, Zerstörung.

Aber die Strassenbahn fährt wieder, wenigstens auf einen Teil der Linien. Noch jetzt sind die Wagen verbeult, zerschossen, so wie man sie aus den ehemaligen Barrikaden wieder hochgewuchtet hat. Fenster hat sie jetzt schon teilweise. Vorne die junge Russin mit dem Kopftuch und der Papiros zwischen den grellgeschminkten Lippen. So kurbelt sie.

Dazwischen die Barrikaden, die Friedhöfe, die Autowracks, Blindgänger, Schutt, Schrott, Ratten. Ein würdiges Monument für den Chef eines Staates, dessen Parole Diktatur des Proletariats ist. Kaliningrad ! - So wird die Welt einst aussehen, wenn das Proletariat siegt.

II. Die Leiden der Deutschen

Die Greuel bei der Einnahme der Stadt waren allgemein. Die bestanden in Mord, Massenvergewaltigungen, der sogenannten Propagandamärschen mit anschliessendem Lager, Verhören mit Prügeln, Waffenbedrohung und Frauenvergewaltigung, Plünderung, Raub und Brandstiftung. Sie erstreckten sich über Wochen mit gradwiser Abschweifung über Monate und Jahre. Mit Ausnahme der Torturen bei den Verhören, der Märsche und der Plünderungen haben sie nie aufgehört. Da diese Dinge bereits anderweitig bekannt geworden sind, brauche ich dem Gesagten nicht viel hinzuzufügen. Frauen sind in einem Tag 30, ja 50 mal und öfter bis zur Bewusstlosigkeit, in Einzelfällen bis zum Wahnsinn vergewaltigt worden. Einige haben bis 150 mal Gewalt leiden müssen. Die Vergewaltigungen reichten vom 3 1/2 jährigem Kind bis zur 84 jährigen Greisin und wurden vom einfachen Soldaten bis zum General vorgenommen. Prof. Unterberger beging Selbstmord, als von ihm eine Frau nach schwerer Zangengeburt vom Operationstisch nahm und die man vergewaltigte. Ein Augenzeuge erzählte mir, dass in der alten Kirche zu Oliva die dorthin geflüchteten Frauen auf dem Altar vorgenommen wurden, während die Männer, mit Maschinenpistolen in Schach gehalten, gelähmt zusehen mussten. Im übrigen erfolgten die Vergewaltigungen auf der Strasse, auf freiem Felde, in Krankensälen oder wo sonst der Zufall es fügte. ^{Dass} Wenn die reihenweise Vergewaltigung von Frauen in Russland auch sonst nicht selten vorzukommen pflegt, scheint mir auch aus einem Erlebnis im Sektions-~~sahn vorzukommen~~saal hervorzugehen: Eines Tages lieferte uns die Bahnpolizei die stark verstümmelte Leiche einer jüngeren unbekannteren Frau, anscheinend russischer Herkunft, die 142 Stunden nach Durchfahrt eines Militärwaggonzuges auf der Strasse gefunden worden war. Die Obduktion sollte die Frage prüfen, ob die Frau etwa im Zuge vergewaltigt und dann hinausgewor-

31
-2-

fen worden sei. Nach entsprechender Prüfung verneinte der russische Pathologe die Frage mit der bezeichnenden Begründung, dass Spuren von Massenvergewaltigungen nicht zu finden seien. Wenn die Frau missbraucht worden wäre, so würde ein derartiger Akt nicht von einem Soldaten allein, sondern von den 30 oder 40 Insassen des Waggons vorgenommen worden sein, wobei entsprechende Merkmale zustande gekommen sein müssten. Da also keine Massenvergewaltigung erkennbar sei, sei Vergewaltigung überhaupt auszuschließen.

Ein ähnliches Erlebnis hat zwei deutschen Frauen das Leben gekostet. Sie wurden von den Insassen eines vorbeifahrenden Lastautos auf den Wagen geworfen, während der Weiterfahrt von allen vergewaltigt und dann mit Fusstritten vom fahrenden Auto gestossen. Sie erlagen beide ihren Verletzungen.

Hier will ich lediglich auf Verhörsgewohnheiten und Lagereinsperrungen näher eingehen. Wenn ich auch eine Reihe von Fällen kenne, in denen ehemalige PGs auf ihre Angabe der Mitgliedschaft hin mit besonderer Höflichkeit behandelt wurden, so waren nach allen Berichten und in einem grossen Teil der Fälle die Verhöre von Prügelein und Waffenbedrohungen begleitet. Einige Dienststellen waren wegen ihrer Brutalität besonders gefürchtet, so die GPU-Stelle in Tannenwalde; dass hier noch im Spätherbst 1945 erhebliche Misshandlungen vorgekommen sind, konnte ich am Körper eines guten Bekannten mit eigenen Augen studieren. Den Verhören der Anfangszeit bin ich durch meine Verwundung entgangen. Später bin ich mehrfach verhört worden, war auch zwecks Erpressung einer Zeugenaussage einmal 20 Stunden eingesperrt. Jedoch waren die Verhöre stets in der äusseren Form korrekt, man bot mir auch beliebige Mengen Zigaret-

- 32 -

ten: seelisches Druckmittel werden aber ziemlich ausgiebig angewandt. Zahlreiche vorübergehend Verhaftete haben von 10 und 15 Verhören prinzipiell Gleiches berichtet.

Im Gerichtsgefängnis Königsberg und in einem Lager bei Pr. Eylam befanden sich sogenannten politische Internierte. Neben Nazis aller Gliederungen, aller Altersstufen und beider Geschlechter befanden sich 14 bis 15jährige Volkssturmhelder, Kommunisten, völlig Unbelastete, kurz ein völlig willkürlicher Querschnitt der Überlebenden Zivilbevölkerung Ostpreussens. Die ersten Entlassungen aus dem Gerichtsgefängnis begannen im März 1946, aus dem Lager Pr. Eylam im Frühsommer 46. Bei der unglaublichen Unhygiene russischer Strafeinrichtungen brach in beiden Stellen eine katastrophale Typhusepidemie aus. Einige Lagerinsassen, die im Juni 1945 aus Pr. Eylaw entlassen wurden, teilten mit ihre Schätzungen mit, wonach im Sommer 1945 von 8 bis 10.000 Internierten 5 bis 7000 gestorben sind. Eine absolute Zahl des Königsberger Gerichtsgefängnisses war natürlich niedriger, die Prozentsätze dürfen ähnlich gelegen haben. Natürlich war auch in den Strafanstalten die Ernährung zunächst qualitativ und quantitativ völlig unzureichend. Viele starben im Lager oder wurden später entlassen, ohne nur ein einziges Mal verhört zu werden. Zwei weitere Entlassungswellen erfolgten anlässlich der Revolutionsfeiertage im November 1946 und 1947. Weitere Entlassungen Anfang 1948 führten zu der Behauptung, dass das Lager Pr. Eylaw aufgehoben werden solle oder aufgelöst worden sei. Ich persönlich habe Zweifel an die Richtigkeit beider Versionen.

Bei den "Propagandamärschen", wie wir sie später nannten, handelte es sich um die rücksichtslosen Verschleppungen des grössten Teils der Königsberger Zivilbevölkerung, die in teilweise wochenlangen Märschen ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Kräftezustand durch das Samland getrieben wurde und bei unzureichender Ernährung den

33

verschiedener Schikanen ausgesetzt war. Einer seiner persönlichen Bekannten musste in einem bis um die Hüfte reichenden Gehgips 60 km weit marschieren. Der Stwaist der Königsberger Universität, Prof. Dr. Mayer, der sich von den Russen nur das Beste erwartete hatte, starb unterwegs im Strassengraben. Ein oder mehrere Trupps landeten am Ende ihres Marsches im Ural, wo die Frauen in Schmutz und Arbeit gressenteils umkamen. Die meisten Truppen kehrten jedoch, nachdem sie viele Tage fast stets abseits der Strassen über Stock und Stein, durch Gräben, Hecken und Zäune geführt worden waren, nach Königsberg zurück und landeten in einem Lager. Dort herrschte dieselbe Unhygiene, der Mangel an Nahrung, der Verhörterror, wie bisher schon geschildert. Die Leute wurden in grossen Autohallen dichtgedrängt untergebracht. beim Liegen auf dem kalten Betonfussboden der angeheizten Zellen im ostpreussischen April traten sehr rasch zahlreiche und schwere Durchfallserkrankungen auf, die durch nasses saures Brot und das schmutzige Trinkwasser aus Feuerlöschteichen dann später zu der riesenhaften Typhusepidemie des Sommers 1945 führten. Diese Lager bestanden meiner Erinnerung nach bis etwa Mai 1945.

Die Räubereien und Plünderungen betrafen in den ersten Stunden nach der Einnahme in erster Linie Uhren, die gewöhnliche mit Waffenbedrohung abgenommen wurden. Sehr bald trat auch Interesse für Schmuck und Kleidungsstücke, insbesondere Stiefel auf. Viele mussten auf Strümpfen oder barfuss ihren "Propagandamarsch" antreten. Oft wurden den Leuten noch das Gepäck, das sie in der Eile mitgenommen hatten, aus der Hand gerissen. Die Plünderungen leerstehender Wohnungen, ebenso solcher Wohnungen, die man durch kurzfristige Exmittierungen zur leerstehenden gemacht hatte, gingen Monate hindurch. Manchmal wurden derart beschlagnahmte Wohnungen schon zwei Stunden später wieder freigegeben, völlig

34
- 5 -

ausgeräumt, Fenster und Türen demoliert, auf dem Boden die Reste menschlicher Verdauung.

2. Der Hunger und in seinem Gefolge der Typhus waren das Merkmal des Sommers 1945. Die ersten Hungerödeme beobachteten wir im Krankenhaus im Juli 1945 bei Kindern. Bald darauf zeigten sie sich bei Erwachsenen, insbesondere solchen, die aus Kriegsgefangenen- und Interniertenlagern bei uns eingeliefert wurden. Im Herbst 1945 waren sie uns schon Alltäglichkeit geworden. Der Typhus setzte schon Mai 1945 ein und erreichte etwa im September 45 ein Maximum. Seither hat er nie wieder ganz aufgehört und war selbst im Winter 47/48 häufiger als der Flecktyphus (von organisierter Seuchenbekämpfung habe ich ausser bei Tuberkulose und Geschlechtserkrankungen niemals etwas in Russland gesehen). Nach meiner Schätzung sind im Sommerhalbjahr 45 mindestens 10 % der Krankenhausbelegschaft an Typhus erkrankt. Bei den meisten anderen bestanden längere Zeit (Grütze mit faulem Fleck!!) schwere Durchfälle. Bakteriologische Untersuchungen waren damals nicht möglich, jedoch kann man nach den für die Typhusepidemiologie bekannten gewordenen Gesetzen damit rechnen, dass damals jeder von uns eine typhöse Infektion durchgemacht hat. Hierbei wirkte sich im Infektionskrankenhaus der Mangel an Betten, die Mängel an Herzmitteln, die Unmöglichkeit einer diätetischen Behandlung während der Krankheit und der Rekonvaleszenz nachteilig aus. Die Sterblichkeit dürfte etwa 20 % betragen haben.

Eine vorübergehende Besserung in der Ernährung, brachte die Kartoffelernte. Ein Brilliantring für einen Sack Kartoffel war damals nichts Aussergewöhnliches. Der gewöhnliche Beschaffungsweg war damals jedoch der fortgesetzte Kleindiebstahl vom Felde

35

weg. Im Hungerwinter 45/46 lag das Krankenhaus voll von Oedemkranken. Die Sterblichkeit im Krankenhaus überschritt nach und nach 40, 50, 60 %. Die Not der Lebenden zwang uns, die Toten noch ihres letzten Hemdes zu berauben. So lagen die Toten zu 10 oder 15, hochgradig geschwollen von Wasser, dichtgepackt und meist völlig nackt auf dem Boden der Leichenhalle, und so wurden sie zu zehnt oder fünfzehnt auf einen Handkarren geladen und in die Massengräber versenkt.

Im Frühjahr 1946 schien eine Besserung sich anbahnen zu wollen. Alle derartigen Ansätze wurden jedoch durch die Einführung der Zivilverwaltung im Keime erstickt. Die schlechte Ernte des Sommers 1946 führte zu einer Hungersnot, die nach den Äusserungen der bei uns arbeitenden Russen mindestens das ganze europäische Russland in Mitleidenschaft zog. Im September 1946 wurde zu den Gehältern ein amtlicher Feuerungszuschlag gegeben (zu niederen Gehältern bis 120 Rubel (?), zu höheren bis 80 Rubel, der die gleichzeitige Heraufsetzung der amtlichen Lebensmittelpreise gerade etwa ausglich.

Im Winter 1946/47 wurden die Verhältnisse grauenerregend. Es bestanden drei Einkaufssysteme nebeneinander:

1. Der Kartoffeleinkauf. Wie erwähnt erhielten wir täglich 500 g Brot (1 kg = 3,20 Rubel), monatlich 1800 kg Fleisch (1 kg etwa 24 Rbl) oder Fisch (1 kg je nach Sorte 3 - 15 Rubel), 12000 g Nahrungsmittel (1 kg etwa 4-8 Rubel) 400 g Fett (Margarine etwa 1 kg etwa 36 Rubel, Öl 32 Rubel, Butter 66 Rubel, Butterschmalz 72 Rubel) 400 g Zucker (1 kg = 12 Rubel), sodass man für seine Kartenprodukte monatlich etwa 90 bis 120 Rubel benötigte. Einem arbeitenden Mann reichten die Kartenprodukte etwa für ein Drittel seines monatlichen Kalorienbedarf. Die fehlende Hälfte oder die fehlenden Drittel musste man mit dem Rest des Gehaltes oder mit sonstigen Einkünften anderweitig besorgen.

36

Die Gehälter betragen für einen Arzt je nach Stelle 500 bis 900 Rubel. Nur zwei oder drei deutsche Aerzte erhielten mehr, durch Zuweisung einer weiteren " halben Stelle". Dafür hatten andere Kollegen nur eine halbe Stelle mit 330 Rubel. Handwerker (Deutsche) verdienten damals etwa 250 Rubel bis 400, im Höchstfall 500 bis 600 Rubel. Eine Schwester bezog etwa 350, eine Oberschwester 450 Rubel. Das Hilfspersonal erhielt durchschnittlich 190 Rubel. Von diesen Gehältern bitte ich nun in Gedanken die 90 bis 120 Rubel für die Kartenlebensmittel abzuziehen. Was konnte man mit dem freien Rest kaufen?

Theoretisch gab es für Deutsche die Möglichkeit, in den sogenannten "freien Magazinen" zu kaufen. Diese waren ebenso wie die Kartenmagazine staatliche, städtische oder genossenschaftliche Läden, in denen alles mögliche, insbesondere auch sonst kartenpflichtige Lebensmittel zu amtlichen, jedoch wesentlich erhöhten Preisen frei zu kaufen waren. Dort kostete 1 kg Butter, nach Marktlage wechselnd 200 bis 250 Rubel (oft teurer als im freien Handel), 1 kg Zucker 50 Rubel (es gab ihn nur selten), Deutsche erhielten prinzipiell nur 300 g pro Kopf. Wenn es Zucker gab, wurden die Deutschen gewöhnlich hinausgedrängt, - gewiesen oder -geprügelt. 40 g Tee, auf Karten 3,50 bis 4,00 Rubel, hier 18 bis 25 Rubel. Eine Tafel Schokolade 60 bis 90 Rubeln usw. Als drittes gab es die Möglichkeit des freien Marktes. Hier konnte jeder kaufen. Im Februar 47, wohl der teuersten Zeit, kostete 1 Brot (etwa 2 kg) rund 120 Rubel, 1 kg Butter oder auch Speck rund 250 Rubel, 1 kg Kartoffeln 22 bis 24 Rubeln, 1 kg Rindfleisch 80 Rubel, 1 kg Schweinefleisch 150 Rubel, 1 kg Zucker rund 100 Rubel, 1 kg Hafer rund 15 Rubel. In Wirklichkeit wurde mangels Wagen Mehl, Zucker, Salz, Bohnen usw. gewöhnlich wasserglasweise gehandelt usw. Die Preise schwankten nicht nur von Tag zu Tag, sondern auch an gleichen Markttag bis zu 20 und 30 % und mehr.

37

Wer nicht noch etwas zu verkaufen hatte und lediglich von 300 oder 400 Rubeln monatlich leben musste, dem blieb als arbeitenden Mann, lediglich der Genuss von Hafer zur Lebensfristung möglich. Selbst hiervon die 8 bis 10 kg zu beschaffen, war nicht einfach, da aller Hafer von Russen aus Magazinen, Pferdeställen usw. gestohlen werden musste. Glücklicherweise, wer wie wir Gelegenheit hatten, den Hafer auf einer elektrischen Mühle schälen zu lassen. Ich habe einige gesehen, die am Genuss von Haferschlaupen infolge schwerster Darmverstopfungen gestorben waren. Aber glücklich auch sie, denn sie starben wenigstens essend!

Bei den genannten Preisen ist leicht nachzurechnen, dass für eine einigermaßen normale Lebensernährung bei bescheidenen Ansprüchen 1500 bis 2000 Rubel monatlich erforderlich waren. So war es wirklich ein heroisches Kunststück, mit 400 Rubeln oder noch weniger im Monat auszukommen. Ich habe eine Reihe von arbeitenden Männern, sogar viele Frauen gekannt, die als Arbeiter oder Handwerker buchstäblich bei ihrer Arbeit allmählich verhungerten. Aber so ging es den Alleinstehenden, die arbeiteten. Wie ging es in Familien, wo vielleicht noch einer zwar kräftig genug war, an Karte und Geld zu verdienen, wie ging es den plötzlich Entlassenen, wie den Alten, Kranken und Siechen? Ihr Kampf ums Leben war grauenhaft mit anzusehen. In Scharen lasen sie alltäglich die Abfallhaufen bei der Krankheitsküche durch. Jede saule Kartoffel, jedes Fischgerippe, jedes Kohlblatt war ein Fund. In Scharen bettelten elende zerschlampte Kinder um ein Stückchen Brot. Dieses Elend rottete ganze Familien aus. Hilfe war unmöglich. Damals wurde gerade die Aufnahme von Verhungerten ins Krankenhaus rücksichtslos gesperrt. Erst als Sterbende durften sie aufgenommen werden.

Dabei herrschte nicht endender Frost, der sich erst am 19.3.46 brach. So lagen jeden Morgen auf der Strasse ~~das~~ hartgefrorenen Gestalten. Die Miliz brachte sie zu uns zur Sektion "zwecks Ermittlung der Todesursache"

38

Uns Deutschen kam es wie Hohn vor. Anfänglich war es uns unmöglich, sie zu sezieren. Wir hatten keinen Ofen und die Leichen tauten nicht auf. Wir selbst starben fast vor Kälte bei unserer Arbeit.

Als wir dann einen Ofen erhielten, stapelten wir die Leichen zum Auftauen im kleinen Sektionsraum selber. Dreischichtig, immer fünf aufeinander, lagen sie da in der Stellung, in der sie der letzte Atemzug verlassen hatte. Zur Hälfte Ermordete, zur Hälfte Verhungerte und Erfrorene. Andere Sektionen machten wir damals gar nicht. In einem zweiten Raum ein weiterer Vorrat von 15 bis 20 Leichen.

In der Vorhalle warteten die seziierten Leichen auf ihre Beerdigung. Aber dafür hätten unsere zwei Totengräber Hilfe gesucht, denn der Boden war 1,80 m tief gefroren. Trotz aller Bitten erhielten sie nur die ständige Erneuerung des Befehls, die Leichen zu beerdigen, was sie nicht allein konnten. So legten sie in Keller der benachbarten Kirchenruine ein Leichendepot an, um es später zu beerdigen. Später wurde es von der Miliz gefunden. Nun gab es grosse Aufregung, endlich das Hilfskommando. Aber der Totengräber wurde entlassen. Vielerorts warf man die damals Gestorbenen auf verlassene Friedhöfe. Anderwärts verbrannte man sie.

Wir hatten sehr viel Arbeit. Manchmal arbeiteten wir an drei Tischen gleichzeitig, der Russe und ich mit Sektionen und der deutsche Sektionsgehilfe mit den Vorbereitungs- und Schlussarbeiten beschäftigt..

Die Kriminalität war erschreckend. Wochenlang, monatelang haben wir täglich 4 bis 5 Erschlagene, Erstochene, Erschossene seziiert, fast ausschliesslich Deutsche. Wer von diesen zerlumpten ausgemergelten Elendsgestalten etwas zu erbouten glaubte, mag Gott wissen.

-10-

Die gewöhnliche Methode war der Bandenraub und der Bandenmord. Durch die völlig in Ruinen gesunkene Jungerktrasse, ehemals wohl die schönste Geschäftsstrasse Königsbergs, führte jetzt ein oft begangener Abkürzungsweg. Hier verschwanden dauernd Menschen und oft wurden Erschlagene dort gefunden. Eine ehemaliger Königsberger Hotelier dürfte da mitbeteiligt gewesen sein. In der vorstädtischen Langgasse, oder in deren Nähe hat eine Bande unlängst Wohnengeraub auf einmal 10 Deutsche beraubt und erschlagen. Wir erhielten nur drei davon zur Ansicht. In der Siedlung Kohlhof trieb wochenlang eine Bande ihr Unwesen. Sie erschlug nach und nach 10 oder 12 Deutsche, alle etwas Bessergestellte. Merkwürdigerweise trieb sie nur in solchen Nächten ihr Unwesen, in denen die Miliz nicht ihre Offiziersstreifen ausschickte. Als man die Bande endlich fassete, fand man an ihrer Spitze den russischen Bürgermeister von Kohlhof. In Kammerau fielen drei Deutsche einem Anschlag zum Opfer, den drei der Familie bekannt Russen ausübten, um in den Besitz der dort lagernden Uhren - der Sohn unterhielt die Familie durch Uhrenreparaturen - zu gelangen. Noch im Sommer erhielten wir die Leichen von 5 Deutschen auf einmal, die überfallen und erschossen worden waren, und wo man hinterher das Haus anzündete, um die Spuren zu verwischen. Bandenmord in Schönfliess, in Ponartk, in Kalthof, das nur als kurze Auswahl.

Die bevorzugte Waffe beim Einzelmord war die schwere Eisenstange, die Axt oder das Beil. Auch Hämmer bis heram zu leichtesten Haushaltshammer, habe ich als Mordinstrument gesehen. Es waren Aberdutzende von Fällen, in denen der Schädel armseliger Habenichtse durch derartige Waffen völlig zertrümmert worden war. Stich oder Schuss war stets auf Russen als Täter hin. Oft waren die Opfer wie durchsiebt. Gewöhnlich noch ein Genickschuss dabei, um dem Stöhnen des Sterbenden ein Ende zu bereiten. Nicht selten waren die Täter als rus.

-45-

sische Soldaten oder Offiziere erkannt worden. Sie schossen ungeniert, betrunken oder nüchtern, auch am hellen Tage. Ein 15jähriger Junge (Deutscher) wurde anlässlich eines kleinen Diebstahls auf der Strasse von einem russischen Major mit 5 Schüssen, zuletzt natürlich Genickschüsse, getötet.

Die Russen hatten vor den "Banditen", wie sie sie ebenfalls nannten, noch mehr Angst als die Deutschen. Sie verbarrikadierten die Türen am Abend, vergitterten die Fenster, stellten an alle Magazine Nachtwächter, vornehmlich Deutsche. Solche Wächter versahen sie in Einzelfällen sogar mit Gewehren. Als einmal ein deutscher Nachtwächter einen russischen Einbrecher auf frischer Tat erschoss, während der zweite ankam, erntete er Tadel für das letztere. Das Amt eines Nachtwächters war damals lebensgefährlich. Viele von ihnen beendeten es im Operationssaal oder Sektionssaal. Die Miliz schickte Sonderstreifen, mehrere Milizsoldaten und - Offiziere fielen im Dienst, noch einige in Trunkenheit Banditen zum Opfer. Wer der Streife auf Anruf nicht stand, wurde erschossen. Sprachunkenntnis kostete hierbei mehreren Deutschen das Leben. Mit Trauer gedenken wir dem katholischen Pfarrer Gross und anderer. Die feierliche kirchliche Beerdigung von Pfarrer Gross wäre um ein Haar noch von den politischen Behörden gesprengt und als antirussische Demonstration verfolgt worden.

Aber all das, was im Sektionssaal endete, war nur ein Teil der Mordtaten, die damals geschehen sind. Unser Personal zählte etwa 150 Menschen, davon sind allein im Jahre 1947 eine ganze Anzahl plötzlich verschwunden. So gingen im Winter zwei unserer Frauen zum Markt. Sie wurden zum letzten Mal gesehen, als sie mit einem Russen in Ruinen verschwanden. Seither fehlt jede Spur. Mein

"Kohlenhändler", der mich -mit natürlich gestohlenen- Kohlen versorgte, lag eines Tages erschlagen am Oberdeich. Jeder sah die Leiche - jeder wusste es. Keiner traute sich jedoch Anzeige zu erstatten, denn es war zu riskant, in derartige Angelegenheiten verwickelt zu werden. So dauerte es ein Vierteljahr, bevor die Ueberreste bei uns eingeliefert wurden. Eines Tages war unsere Kuh mitsamt dem Kuhhirten restlos verschwunden. Die Kuh fand man in Nähe des Oberdeiches bei einem Russen wieder, vom Hirten nur Hut und Tasche. Er blieb verschollen. Der ehemalige Professor der Königsberger Universität und Handelshochschule Dr. U. wurde sein Nachfolger. Unsere kommunistische Leiterin ist im Sommer 47 spurlos verschwunden. Die Zahl der Ueberfälle im Krankenhaus und allein auf unser Personal kann niemand erschöpfend erzählen. Von uns Aerzten hat mindestens die Hälfte, auch ich, einen oder mehrere Ueberfälle erleben müssen. In den Revolutionsfeiertagen November 46 landete ein fast völlig ausgeplündertes russischer Ingenieur in schwerer Benommenheit mit schweren Kopfverletzungen abends in meinem Zimmer. Ich sorgte für seine Aufnahme im Krankenhaus. Im Oktober 47 drang ein betrunkenener Milizsoldat ohne Stiefel und ohne Pass, wahrscheinlich hatte er beides für Schnaps verkauft, in mein Zimmer ein und brachte später die Anschuldigung gegen mich und meinen Freund vor, wir hätten ihn ausgeraubt. Soviel ich weiss, wurde die Sache für ihn jedoch zur Besserung. Nach zwei Strassenüberfällen habe ich schon früher durchgemacht, von den Geschnehnissen bei den Ewinwohnern Königsbergs ganz zu schweigen.

Die Ruinen Königsbergs verbergen zahllose düstere Geheimnisse. Wohl jeder von uns kennt eine oder mehrere Stellen, wo bekannte oder unbekannte Tote in Schutt und Trümmern ihren Auferstehung warten.

42
-13-

Die Täter waren wohl ebenso oft Deutsche wie Russen, vielleicht gelegentlich sogar vermischte Banden. Jedoch ist dies reine Vermutung, denn über das weitere Schicksal unserer Feststellungen habe ich ~~immer~~ nur in seltenen Fällen und fast nur zufällig etwas erfahren. Unsere beiden übelsten deutschen Spitzel, die wohl für Hunderte von Verhaftungen und Verhören verantwortlich sind, wurden später als mehrfache Raubmörder verhaftet. Der eine davon war früher mein Patient auf der Tuberkulosenstation gewesen. Als Dank hatte ich monatelang die GPU nicht von mir und meiner Station wegbekommen.

Ich habe öfters, im ganzen wohl 3 bis 4 Wochen, als Pathologe und Gerichtsmediziner in Vertretung meines russischen Chefs selbständig Untersuchungen vorgenommen. Meine Protokolle wurden nach Uebersetzung ins Russische als amtliche Unterlagen anerkannt. Beanstandungen habe ich nur in einem einzigen Fall erfahren. Der MWD galt ich als "grosser Spezialist". In meiner Bezahlung habe ich jedoch davon nichts gemerkt. Verhungerte, Erfrorene habe ich in wohl noch grösserer Zahl als Ermordete seziiert. Hier weicht mein Urteil von dem meines russischen Chefs erheblich ab. Anfänglich, etwa bis März 1947 hat er die Diagnose "Dystrophie" (Verhungering) als Todesursache weitgehend vermieden. Auch in Fällen, in denen die Leichen nur aus Haut und Knochen bestanden, änd er immer noch einen "Myodegeneratio cordis" als Todesursache. Später stelle er die Diagnose Dystrophie wohl in allen den Fällen auch, in denen ich sie selbst gestellt hätte. Etwa ab September 1947 schränkte er derartige Diagnosen wieder weitgehend ein. Ob Anweisungen vorgesetzter Behörden, "politischer Instinkt" oder welche andere Ursachen ein solches Verhalten veranlassten, entzieht sich meiner Kenntnis. Widerspruch gegen seine Diagnosen nahm er mir nicht übel, änderte sie aber kaum jemals deshalb ab.

b. 25!

Im Gegensatz zum von
ausgegangenem Winter
zeigten Verlaufsarten
im Winter 46/47
keine Ödeme, während
herrschte die sagen.

"Prockere Form" mit
exzessiver Überwässerung
aller Organe vor.

Überhaupt hatten

-43-

ten wir Ärzte sehr viel neues zu lernen. Bestimmte Stoffwechselkrankheiten, wie besonders Zuckerkrankheit (Diabetes Mellitus) waren trotz einseitigster Kohlenhydraternährung völlig verschwunden, Krebs (Carcinosa), schwere Blinddarmentzündungen, Diphtherie bei Deutschen zur Rarität geworden, obwohl diese Krankheiten bei Russen ebenso häufig vorkamen, wie es unseren früheren Durchschnittszahlen entsprechen mochte. Dagegen erlebten wir den sogenannten Wasserkrebs (Noma), den wir deutschen Ärzte bisher nur aus den Abbildungen exotischer Fälle in unseren Lehrbüchern kannten, in seinen bösartigen Folgen nicht selten. Insbesondere bei hungerödemem sahen wir auch Phlegmonen mit einem durch nichts zu bremsenden, stets tödlichen Verlauf. Malaria war zuletzt bei uns so häufig, wie sonst etwa die Grippe.

Selbstmorde verhungender Deutscher habe ich so gut wie nie gesehen. Die wenigen deutschen Selbstmordfälle, die ich damals auf den Sektionstisch sah, betrafen Personen, die sehr wohl dem Hunger noch eine Zeitlang hätten trotzen können. Allerdings hat mein russischer Chef den Tode zweier skelettartig abgenährter hochgradig verwaehrloeter deutscher Kinder von 5 und 7 Jahren, die man in den Ruinen an den Enden eines Strickes erhängt aufgefunden hatte, als Selbstmord erklärt; mein Einspruch wurde nicht beachtet.

Schon im Februar oder März 46 war ein Fall von Menschen-
schlächtereil festgestellt worden. Ich hatte zufällig die verkaufsfertig zugerichteten Fleischteile damals selbst gesehen und auch meinerseits die Diagnose "Menschenfleisch" gestellt. Diese Bestialität war von einem völlig vertierten Deutschen zusammen mit einer Nichte, lediglich zu gewinnsüchtigen Zwecken begangen worden.

Jetzt, besonders im Spätherbst und Frühjahr 47 gab es

derartige Fälle in grösserer Zahl. Einmal werden Kopf, Hände und Füsse eines 8 jährigen Kindes im Strassenschmutz gefunden, ein andermal in der Schublade einer Frau, die beim Verkauf verdächtigen Fleisches auf dem Markt gefasst worden war. Ein andermal verkaufte eine Mutter das Fleisch ihres an Hunger gestorbenen Kindes in kleinen 10 Rubelportionen auf dem Markte. Ich sah Frauenleichen, denen man das Bauchfett sauberlich abpräpariert hatte. Einer meiner früheren Patienten, ein 35 jähriger Mann, erschlug im Hungerwahnsinn seine 12 jährige Tochter, weil sie von der Brotration der Familie 200 g vorweg genommen hatte.

Die Leiche einer völlig verhungerten Frau wurde von ihren Angehörigen geöffnet und ihre inneren Organe von diesen verzehrt. Am erschütterndsten ist der Fall von Mutter und Tochter, die zusammen mit einer Reihe anderer Familienangehörigen dem Hungertod unmittelbar gegenüberstand. Da die Mutter ihren Tod nahen fühlte vermacht sie ihren Kindern ihre Eingeweide als letztes und einziges Erbe. Die Kinder - ich weiss nicht welchen Alters - warteten den Tod der Mutter nicht mehr völlig ab, sondern raubten ihr und ihrer eigenen etwa 15 jährigen Schwester die inneren Organe noch bei lebendigem Leibe, wie die Sektion auswies. Dieser Fall ereignete sich in der Rippenstrasse, ganz in der Nähe unseres Krankenhauses. Ich habe, wie alle diese Fälle, auch diese völlig abgezerrten, verwahrlosten Leichten mit eigenen Augen gesehen und habe selbst die zahllosen offenbar mit einem stumpfen Messer geführten Schnitte in der Bauchhaut untersucht, deren jeder die charakteristische Blutungsreaktion aufwies, wie sie bei Schnitten in die lebende Haut auftritt.

Im ganzen mögen etwa 12 Fälle erwiesener Anthropophagie, Nekrophagie und verwandter Kategorien in unseren Sektionsaal gekommen sein.

In den zahlreichen Fällen, in denen Klopse, Sülze oder ähnliche Fleischzubereitungen uns zugeleitet wurden, versagten unsere technische Möglichkeiten. Wer von unserem Personal damals Geld und Mut hatte, kaufte kein Fleisch auf dem Markt, ohne es nicht hinterher einem Arzt, meist wohl mir, zur Prüfung vorzulegen, ob es nicht Menschenfleisch sei.

In dieser Auflösung aller Menschenwürde war das Schicksal der deutschen Kinder wohl am beklagenswertesten. Relativ am besten hatten es die Waisenkinder, für sie wurden in den 15 Waisenhäusern des Gebietes noch verhältnismässig ausreichend gesorgt. Aber wehe den Kindern, deren Mutter - der Vater fehlte ja fast in allen Familien - etwa krank wurde. Keine Arbeit, kein Verdienst, keine Karten. In Scharen kreisten die 6 bis 10 jährigen Jungen stehend und schwarzhandelnd auf dem Markt herum, die Rasierklinge ebenso zum Aufschneiden von Taschen, Anzügen usw. wie als Waffe benützend, zerlumpt, verlaust, schmutzstarrend, ebenso schlecht deutsch wie russisch sprechend, glichen sie Rudeln von Wildhunden. Auch Erwachsene hielten sie mit ihren Rasierklingen, ihren Steinwürfen, notfalls mit ihren Gebiss wirksam im Schach. Hatte ihnen Krankheit oder Hunger die Kräfte erst geschwächt, so gingen in erster Linie die Mädchen bettelnd von Tür zu Tür. Bis in den Mai 47, vereinzelt auch noch bis zu meiner Abreise, klopfen sie an jeder Tür. Ihr monotones "Onkel, gib mir doch ein Stückchen Brot" werde ich in seinem einförmigen Singsang mein Leben lang nicht vergessen. Oft hatten sie das erbettelte bei schwerer Strafe zu Hause abzuliefern. Wie die Ratten durchwühlten sie Tag für Tag die Abfallhaufen des Krankenhauses. Eine wahre Jagd begann, wenn eine mitleidige Russin ein paar Kartoffelschalen aus der Küche freigab, die an sich an unseren beiden Krankenhauskühe verfüttert werden mussten.

Die älteren Jungen trieben Schatzgräberei in den Ruinen, sprengten gefundene Goldschränke oder handelten mit Gold, Schmuck und Reichsmark bzw. Alliiertenmark. Dreizehn und vierzehnjährige Menschen, von den Älteren ganz zu schweigen, trieben sich abends betrunken auf den Strassen mit "ihrem" Russen herum; nach allem ist es kein Wunder, dass schon 6 bis 8 jährige Kinder auf der Strasse "Vergewaltigen" spielen. Bei einer gerichtsarztlichen Altersbestimmung setzte mein russischer Chef das Alter deutscher 10 bis 16 jähriger Waisenkinder durchschnittlich 1-2 Jahre zu niedrig an, da er ihre Unterentwicklung nicht in Rechnung stellte. Ebenso äusserten die Lagerärzte in Löbau einstimmig, dass sie nie so unterentwickelte Kinder in sämtlichen bisher dort durchgegangenen Transporten gesehen hätten. Dabei hatte das letzte Vierteljahr schon die grössten Erscheinungen der Unterernährung verwischt.

Was soll ich noch berichten? Etwa von den Frauen auf dem Lande, die vor dem Pflug gespannt worden? Etwa von unseren Wohnungen die von Nässe triefen, vor Schmutz und Schimmel starren, drei, vier Familien in einem Kellerraum beherbergten und bei Regengüssen manchmal zusammenbrachen und die Bewohner unter sich begruben? Von den Lohnbetrügereien, denen wir alle immer wieder ausgesetzt waren, den plötzlichen, oft rückwirkenden Entlassungen, den dauernden unbezahlten Überstunden unterernährter Handwerker? Oder soll ich von dem Bohnenkaffee erzählen, den Tabak, der Schokolade, die wir in beliebigen Mengen, meist illegal, hätten geniessen können - wenn wir Geld gehabt hätten?

Nur kurz will ich noch über einzelne Einzelschicksale berichten, die deshalb interessant sind, weil sie die fast einzige von den Russen anerkannte Intellektuellenkategorie, nämlich die Ärzte betreffen.

Dr. B. Facharzt für Haut und Geschlechtskrankheiten, wurde am 1. April 47 im Zusammenhang mit der Durchsuchung seiner Wohnung verhaftet, wobei man einen grösseren Sublimatvorrat und sonstige Gifte bei ihm gefunden hatte. Wegen dieses, in Russland verbotenen Besitzes wurde er in Juni 47 zu 5 jähriger Freiheitsstrafe verurteilt, die er nach seiner Wahl im Straflager statt Gefängnis zubringen wollte. Er brach körperlich und seelisch völlig zusammen, sodass der Lagerarzt seine Strafbefreiung beantragte und erreichte. Am 7.1.48. wurde Dr. B. entlassen, erholte sich anschliessend in unserem Krankenhaus zwar körperlich, litt aber weiter an Verfolgungswahn. In diesem Zustand ist er jetzt im April oder Mai 48 in seine Heimat bei Hamburg zurückgebracht worden.

Prof. St. Facharzt für innere Krankheiten, zuletzt Direktor des Infektionskrankenhauses, wurde vor etwa 18 Monaten plötzlich verhaftet. Soviel ich höre, wurde er geheimer Unterhandlungen mit dem Vatikan beschuldigt, seine Anschuldigung, die angesichts unserer Isolierung vollkommen unhaltbar war. Als auch unsere Gerichtsverhandlungen, zu der seine eigenen deutschen Kollegen als "Belastungszeugen" antreten mussten, keinen Anhaltspunkt für eine Verurteilung ergab, behielt man ihn weiter in Haft, die jetzt jedoch den Namen "Erholungshaft" erhielt. In dieser Haft soll er nach seiner Abreise, körperlich und seelisch völlig gebrochen, gestorben sein, andere berichten von einer Verschleppung nach dem Osten. Kurz nach ihm wurde der ehemalige Stadtarzt von Königsberg Med. Rat. Dr. S. verhaftet und ist seither für uns spurlos verschwunden. Er war schon nach Beginn der Okkupation etwa ein Jahr in GPU-Haft, dann aber nach traurigster körperlicher Verfassung freigekommen und nach notdürftiger Wiederherstellung im Infektionskrankenhaus wieder angestellt worden. Bei ihm dürfte politische Belastung eine Rolle gespielt haben.

Der ehemalige ostpreussische Amtsarzt Dr. R., zuletzt deut-

-48-

scher Arzt in Eranz, geriet durch zahlreiche MWD-Verhüre in einen Zustand von Verfolgungswahn, sodass er im Januar 48 versuchte, seinem Leben durch Öffnung der Halsschlagader ein Ende zu bereiten. Durch eine hinzugetretene Phlegmone starb er zwei oder drei Wochen später im Januar 48.

III. Russische Einrichtungen zum Schutze der Deutschen.

Die Arbeitsbeschaffung wäre wohl die wichtigste Schutzmassnahme gewesen. Jedoch sorgten die Russen nur für Arbeitskräfte zur Erfüllung ihres für uns undurchsichtigen Arbeitsprogramms. Die humanere Lösung, für die vorhandenen Arbeitskräfte Arbeit zu beschaffen, wurde nicht annähernd verwirklicht. Der weitaus grössere Teil der Bevölkerung war bis Ende 47 ohne Arbeit. In der Beschaffung erforderlicher Arbeitskräfte wurden rigurose Methoden, bis zum Menschenfeng auf offener Strasse, angewandt. Teilweise mussten bei Dienstantritt, insbesondere von den Lehrern, mehrjährige Verpflichtungen unterschrieben werden. M. W. werden jedoch alle derartigen Kontrakte durch die Ausweisung der Deutschen unwirksam. Die Hauptursache der grossen mehrjährigen Hungersnot der Deutschen war eben der Mangel an kartenberechtigten Arbeitsplätzen, sowie die Sperre Kartenlebensmittel an "Nichtarbeitende".

Seit Einführung der Brotkarten im Frühjahr 45 bis zum Juli 46 erhielten arbeitsunfähige, besonders alte Leute, täglich kostenlos 200 g. Brot. Kinder erhielten Brot bis zum 12. Lebensjahr. Nach Einführung der Zivilverwaltung fiel die Brotzuteilung für Arbeitsunfähige vollkommen weg, von den übrigen Lebensmitteln gar nicht zu reden. Kinder erhielten Karten nur, wenn eines der Eltern arbeitete. Nach Eröffnung der deutschen Schulen erhielten Kinder über 12 Jahre (über 10 Jahre ?) Karten überhaupt nur wenn sie arbeiteten.

Die Höhe der Gehälter und Löhne habe ich bereits erwähnt.

-49-

Die Zahlung erfolgte gewöhnlich unpünktlich und oft, besonders bei Nicht-Etatstellen mit unglaublicher Willkür. In den letzten Wochen erhielten bei uns derartige Arbeiterinnen für 14 Tage 58 bis 60 Rubel. Mir selbst blieb man bei meiner Abreise für 6 Wochen das halbe Gehalt schuldig. Die Anwesenheit beim Dienst musste täglich schriftlich fixiert werden, oft mit Unterschrift beim Dienstbeginn und Dienstende. Für Überstunden gab es zwar eine besondere Liste: bezahlt wurden sie aber bei uns niemals. Für Abwesenheit infolge ärztlich bescheinigter Krankheit sollte es Krankengeld, ich weiss nicht in welcher Höhe geben. Praktisch dauerte es gewöhnlich Monate bevor dieses zur Auszahlung kam, sodass ein Kranker während der Krankheit nie Geld bekam. (In einzelnen Betrieben klappten die Zahlungen besser). Es gab auch Urlaub, für uns Ärzte 3 Wochen, für das übrige Personal 2 Wochen. Dies trat jedoch erst im Sommer 47 in Kraft. Gegen Lohnbetrug und sonstige Streitigkeiten mit der Arbeitsstelle bestand für die Deutschen eine Beschwerdemöglichkeit beim "Prokurator" (Staatsanwaltschaft), der tatsächlich öfter Übergriffen seiner Landeleute entgegen getreten sein soll. Gern ging man aber nicht hin, denn es hiess allgemein, dass man dann immer wieder bestellt werde und Spitzelaufgaben dort übernehmen müsse. Es kam zuletzt sogar vor, dass Deutsche gegen Russen vor Gericht Klage führten und Recht bekamen.

Die Lebensmittelversorgung durch die Magazine benachteiligte die Deutschen fast immer. Nur in seltenen Fällen sorgte der Magazinleiter für Innehalten der Reihenfolge. Wurde bei Überfüllung der Magazine Miliz eingesetzt, so sorgte diese für Bevorzugung der Russen. Dass Deutsche aus den Magazinen herausgeworfen oder hinausgeprügelt wurden, trat besonders häufig beim Verkauf von Mangelware (Fett, Zucker) und bis in die letzte Zeit hinein ein.

- 512

Die Krankenhäuser dienten seit Einführung der Zivilverwaltung der Versorgung beider Bevölkerungsteile, ebenso die Ambulatorien. Nach und nach wurden den deutschen Ärzten fast überall das Recht der Krankenschreibung und der Invalidisierung entzogen. Jedoch wechselten die diesbezüglichen Bestimmungen dauernd. Die "städtischen" Krankenhäuser waren ausschliesslich (mit Ausnahme des Infektionskrankenhauses) für die Stadtbevölkerung, das Gebietskrankenhaus für die Provinz gedacht. In erstere erfolgte die Aufnahme nur, wenn eine Ausweisung aus einem Stadtambulatorium vorlag, während für die Aufnahme ins Gebietskrankenhaus eine Einweisung aus der Gebietspoliklinik vorgewiesen werden musste. Eine Gebietspoliklinik hatte eine eigene Zweigstelle für Deutsche, die aber nur von russischen Ärzten versorgt wurde.

Über die Aufnahme in ein Krankenhaus entschied massgeblich der (russische) Diensthabende. Im Gebietskrankenhaus wurde die Mitbeteiligung deutscher Ärzte am Tagesdienst bereits im Juli 1947 vollkommen aufgehoben. Für Verhungernde war die Aufnahme ins Krankenhaus nur im sterbenden Zustand zulässig ; erst seit etwa Juli 47 wurde für sie plötzlich eine besondere Station im Infektionskrankenhaus eingerichtet. Auch sonst war die Aufnahme eines Deutschen Schwerkranken in ein Krankenhaus sehr schwierig. Noch im Januar 48 versuchte ich vergeblich für eine schwerkranke Frau die Krankenhausaufnahme zu erreichen. Zunächst musste der Schein des zuständigen Ambulatorium oder der Poliklinik besorgt werden, dann erst erfolgte die Aufnahme. Für beide Wege war ein Transportmittel mit einer Hilfskraft zu besorgen, es kamen jedoch nur Handwagen in Betracht, denn besondere Wagen für zivile Krankentransport gab es in Kaliningrad weder für Deutsche noch für Russen. Weder die Ärzte der Ambulatorien noch die Poliklinik suchen Kranke zu Hause auf. Lässt sich also der doppelte Transport aus irgendwelchen Gründen nicht durchführen,

- 51 -

so muss der oder die Kranke unversorgt zu Hause liegen bleiben.

Die Errichtung der Invalidenhäuser im Frühjahr 46 geht vermutlich auf meinen eigenen Vorschlag zurück. Etwa im Juli 46 wurde ich als Hygieniker zu einem Mann gerufen, der sich als Vertreter der Arbeiterfürsorge aus Moskau bezeichnete. Unter vielen anderen Fragen stellte er auch die, ob ich eine Invalidenversorgung auf dem Wege der Rentenzahlung oder Unterbringung in Invalidenhäuser vorzöge. Unbedenklich bejahte ich das letztere, denn eine Rentenzahlung von 30 oder 40 Rubel, wie ich sie aus dem vorhergehenden Gespräch errechnen konnte, hätte bei den damaligen Preisen kaum für einen Tag ausgereicht. Freilich hatte ich nicht mit einer Verwirklichung dieses Vorschlags gerechnet, auf keinen Fall mit einer so stümperhaften.

Im Frühwinter 46 wurden etwa 150 Alte und Invalide in zwei kleine Altersheime in Kusserow und in Tilsit-Neukirch verbracht. Besonders in letzteren war die Unterbringung schlecht, die Räume schwer beschädigt, das Personal diebisch und die Verpflegung unzureichend. Vor allem wurden die schwachen Menschen fast allnächtlich von Räubern allnächtig heimgesucht, die sogar gelegentlich mit Lastautos ankamen und den Wehrlosen alles Mitgebrachte, besonders Decken, Matratzen und Federbetten abnahmen. Später haben wir von dort überhaupt keine Nachricht mehr erhalten. Mit der Unterbringung der 150 war dem Schein Genüge getan. Alles übrige konnte ruhig sterben, auch die 40 Rubel Rente hätte nichts daran geändert.

Die Entstehung deutscher Waisenhäuser ist m.W. auf die Initiative des katholischen Geistlichen Pfarrer Denowski zurückzuführen, der dieses Werk der Nächstenliebenden im Sommer 45 in Angriff nahm. So erstand mit zäh erkämpfter Unterstützung durch die russischen Behörden, mit seiner Hände Arbeit das erste Waisenhause in dem Stadtteil H.....hof. Später folgten weitere, auf welche Weise entzieht sich meiner Kenntnis. Im Herbst 47 bestanden im ganzen Gebiet 15 Waisenhäuser für deutsche Kinder, natürlich unter russi-

52
- 40 -

sehen Direktoren. Der Pfarrer Danowski erst von deutschen Kommunisten verdrängt worden, so mussten diese bald die Leitung an die Russen abgeben. Die Verpflegung der Kinder war oft sehr gut, oft derart unzureichend, dass reihenweise Ödemerkkrankungen auftraten. Auch erhielten sie grossenteils ordentliche Bekleidung. Dafür lernten sie Schönschreiben an dem Spruch: " Wir danken unserem grossen Stalin für unsere schöne Jugend ", der überall an den Wänden hing. Auch diese Waisenhäuser waren unter unseren Verhältnissen immer noch zahlenmässig unzureichend.

Zur Errichtung deutscher Schulen kam es im September 46. Die erforderlichen Lehrer wurden in einem Achtwochenkurs vorher ausgebildet. In der Hauptsache waren alte deutsche Lehrer, die sich dazu meldeten. Ehemalige Nazisten waren nicht zugelassen. Das Hauptausbildungsfach war Geschichte der Sowjetunion. Auch russische Sprache mussten die Lehrer-Schüler lernen. Die Lehrer mussten eine dreijährige Verpflichtung eingehen. Der Besuch der Schule war vom 6. Lebensjahr an möglich. Der Schulbesuch war nicht für alle deutschen Kinder obligatorisch. Wer jedoch einmal angemeldet war, musste die Schule weiter besuchen. Die Schüler erhielten Lebensmittelkarten. Trotz allem war der Schulbesuch gering und sehr unregelmässig. Der Schulunterricht erfolgte jeden zweiten Tag und dauerte pro Klasse drei bis vier Stunden.

Im August 47 erfolgte eine vierwöchige Ausbildung von weiteren Lehrkräften. Im September 47 bestanden im ganzen Kaliningrader Gebiet zwischen \times 50 und 60 deutsche Schulen (-Lehrerstellen). Sie alle unterstanden dem Schulrat mit Zwischenschaltung russischer Direktoren. Lehrmittel fehlten so gut wie völlig.

Oft waren russische und deutsche Kinder im gleichen Gebäude untergebracht. Streitigkeiten zwischen den Schülern der beiden Nationen blieben nicht aus. Als einmal ein deutscher Lehrer ein

- 53

deutsches Kind aus den Misshandlungen eines Russenjungen ziehen wollte, wurde er verhaftet und wegen Antübergriffe unter Anklage gestellt. In zwei aufeinanderfolgenden Gerichtsterminen kam es nicht zu einer Verurteilung. Nach weiteren drei Monaten, insgesamt nach 5 Monaten Haft wurde er plötzlich wieder in Freiheit gesetzt. Er befindet sich jetzt ebenfalls in Deutschland.

Anfänglich konnten die Geistlichen aller noch vorhandenen Bekenntnisse die religiöse Betreuung ihrer Gläubigen ungestört versehen. Jedoch wurde schon Ende des Sommers 45 der katholische Sonntagsgottesdienst in unserem Krankenhaus verboten, der daraufhin in die neu hergerichtete Notkapelle des Elisabethkrankenhauses verlegt wurde. Im Herbst oder Winter 46/47 wurde der Gottesdienst dort nur noch für Krankenhausangehörige gestattet, sodass die Gemeinde nun übersiedelte in eine erhaltene Friedhofkapelle, die gleichzeitig drei Konfessionen diente. Als jedoch das Ministerium für religiöse Kulte eine Trennung der Konfessionen verlangte, richtete man eine neue Notkapelle in Nähe des Elisabethkrankenhauses ein, die nun seit Sommer 47 den Katholiken als Gottesdienstort diente. Ähnliche Schicksale haben auch die anderen Konfessionen durchmachen müssen. Anfänglich fanden in und ausserhalb des Krankenhauses vielerorts Abendandachten, auch Abendmessen usw. statt. Die Predigten waren keiner vorherigen Zensur unterworfen, doch werden sie oft genug bespitzelt worden sein. Als das Krankenhaus zum Gebietskrankenhaus wurde, verbot man sofort das Singen religiöser Lieder im Krankenhaus und die Anbringung religiöser Bilder oder Krzifixe usw. in den Krankenzimmern. Für Personalwohnungen galten diese Bestimmungen jedoch nicht. Später nahm sich das Kirchenministerium der Sache an. Es wurde eine bestimmte Anzahl Geistlicher anerkannt; diese erhielten wie für Büropersonal üblich eine Brotkarte von 400 (500 ?) g täglich, aber keine Lebensmittelkarte. Für das Gehalt des Geistlichen mussten die Gemeinden selbst auf-

54
- 43 -

kommen. Auch viele Russen besuchten später den Gottesdienst, jedoch nur Ältere. Die jüngeren haben schon von den einfachsten religiösen Begriffen kaum eine Ahnung, wie ich mich mehrfach überzeugen konnte.

Ein besonderes Kapitel war die Postversorgung der Deutschen. Erstmals erhielten wir Post im Juni 46. Im Durchschnitt liefen Briefe drei bis 6 Monate, ein Grossteil der Verzögerung wurde durch die Zensur in Moskau verursacht, der jeder Brief unterlag. Nur ein geringer Bruchteil der Briefe und Karten erreichten den Adressanten. Immer wieder wurden Postsperrren von kürzerer oder längerer Dauer für eingehende oder ausgehende Post, oft für beides verhängt. Das deutsche Postpersonal musste öfter mit ansehen, wie der Inhalt grosser Postsäcke (beider Richtungen) einfach verbrannt wurde. Später kam kein Brief mehr durch, der irgendeine Zusagegenehmigung enthielt. Im letzten Halbjahr brauchte ein Brief aus irgendeiner der vier Besatzungszonen rund 10 Wochen, nur ein einziger Brief, der erstaunlicherweise eingeschrieben durchging, kaum wohl aus irgend - einem Versehen unzensuriert in 14 Tagen im Februar 48 an eine Adressatin. Jedoch gab es auch Fälle in denen die Briefe per Schiff nach Archangelsk und von da auf dem Langweg zu uns kamen.

Zuletzt möchte ich noch kurz auf unsere sonstige Nachrichtenversorgung insbesondere Zeitungen eingehen. Etwa im Mai 45 sorgte ein humaner russischer General für den Aushang einer Zeitung. Naturgemäss konnte dies damals nicht anders sein als " das Freie Deutschland " der Seydlitz-Bewegung. Wir erhielten jedoch nur überalterte Nummern und vermissten sie nicht mehr, als das vaterländisch getarnte Blatt im November 45 von den Russen den verdienten Fusstritt erhielt und sein Erscheinen einstellen musste. Etwa ab Frühjahr 46 erhielten wir gelegentlich Nummern der " Täglichen Rundschau ", von uns bis in den Inseratenteil gierig verschlungen, da man dort in Deutschland noch von Dingen sprach, die für uns unvorstellbare Extravaganzen bedeuteten. Endlich im Sommer 47 wurde in Kaliningrad eine deutsche Zeitung, die " Neue Zeit " herausgegeben, Format ein

kleines Blatt, die zweimal wöchentlich erschien und der gegenüber die SED Blätter der Ostzone reine intellektuellen Blätter darstellen. Auf dem ganzen Blatt nur Artikel wie folgende: "Der Dreher Iwanow erfüllt die Norm 117,5 prozentig, er erhält dafür soundsoviel Rubel." Oder: "Der Holzfäller Gustav Müller schärft jetzt seine Sägen und leistet infolgedessen 123,8 % seiner Norm." Oder: "Der Traktorführer Schmidt oder Stepanow hat aus einer gefundenen Autoleiche ein Ersatzteil für seinen Traktor ausbauen und dadurch die Reparaturzeit um 18 Stunden verkürzen können," usw.usw. Gelegentlich einer Rede von Molotow oder sonst einer SowjetgröÙe. Interessiert haben mich die Reden über den Staatshaushaltsplan. Alle Abgaben lediglich für soziale Fortschritte, keine Kopeke für einen Soldaten. Viel gekauft wurde die Zeitung erst als ein Fortsetzungsbericht über "Hitlers letzte Tage" erschien. Sonst machten nur die Verkäufer auf dem Markt gute Geschäfte, wo jeder Einwickelpapier benötigte.

Die Rundfunkapparate wurden im Sommer 45 für beschlagnahmt erklärt. Bei Einführung der Zivilverwaltung ~~A~~ schien das Verbot des Rundfunkhörens für uns aufgehoben zu sein. Viele von uns hatten Rundfunkgeräte. Allerdings liessen Miliz oder MWD bei Gelegenheit von Wohnungsdurchsuchungen Radioapparate mitgehen; ich vermutete jedoch, dass dies nur in Missbrauch der Amtsgewalt erfolgte. Wir haben uns dort, namentlich als Rundfunkhörer, völlig von der Heimat vergessen gefühlt, selbst, wenn Weihnachten aller Kriegsgefangenen gedacht wurde, wir in K. blieben unerwähnt.

IV. Die Rolle der Litauer.

Wenn Deutsche irgendwo in der Welt Grund haben, einem anderen Volk nach zweitem Weltkrieg dankbar zu sein, so verdienen hier die Litauer den ersten Platz. Jedoch meine ich hiernit nicht das amtliche Litauen. Als die Hungersnot bei uns täglich Hunderte wegraffte und der grausige Totentanz uns das Blut in den Adern gerinnen liess, suchten Hunderte und später Tausende von Ostpreussen ihre Zuflucht in Litauen. Und

50
- 19 -

die litauischen Bauern fragten nicht, ob der Bittende arbeiten konnte, sie gaben. Die Deutsche nahmen sich dort oft gegenseitig die Türklinke aus der Hand, aber keiner ging nicht wenigstens mit einem Stück Brot fort. Aber es blieb nicht bei Brot. Ich kenne persönlich eine Reihe deutscher Frauen, die unmittelbar vor dem Hungertod stehend, sich mit letzter Kraft/^{sich}nach Litauen schleppten. Zwei, drei Monate später kamen sie dann gesund, bestens genährt und mit vollem Rucksack zurück. Oft genug versuchten die Russen beiderseits der kaum kontrollierten Grenze, diese Wanderungen der Deutschen zu unterdrücken, aber nur mit geringem Erfolg. Russen jedoch erhielten auf litauischen Bauernhöfen, selbst gegen Bezahlung wenig oder nichts.

An dieser Stelle möchte ich auch rühmend der Kriegsgefangenen Franzosen ^{ge/}denken, die sich bei der Einnahme der Stadt an vielen Stellen schützend vor die deutsche Bevölkerung gestellt haben und oft ihr Eingreifen mit dem Leben bezahlen mussten. Ich persönlich habe damals Ausbrüche leidenschaftlicher Empörung über das viehische Wüten ihrer Befreier miterlebt. Sie sollen, soweit sie überlebten, bald nach ihrer Heimat abtransportiert worden sein.

Die Polen haben sich anfänglich an allen Exzessen der Russen mitbeteiligt. Zum Schluss besaßen sie bei den Russen keine grösseren Rechte als wir Deutschen. Auf der Heimreise habe ich mich auf jeden polnischen Bahnhof mit polnischen Posten, Offizieren, Bahnbeamten usw. unterhalten. Ihre Ablehnung Russlands war einmütig.

V. Russen unter sich.

Viele meiner K. Leidengenossen haben unsere damaligen Leiden als Frucht des russischen Hasses gegen alles Deutsche aufgefasst. Für die ersten Monate trifft diese Auffassung sicher zu. In den Leiden der späteren Zeit sehe ich jedoch in erster Linie

57
-46-

die Äusserung der ungeheuren Härte des Lebenskampfes in Russland in Auswirkung auf eine durch Unkenntnis der Sprache, Sitten und der Gesetze besonders schutzlose Minderheit. Mit welcher unerhörten Rücksichtslosigkeit dort das Recht des Stärkeren, auch unter den Russen selbst angewandt wird, wie gleichgültig alle Fragen behandelt werden, die nicht das unmittelbare persönliche Fortkommen betreffen, darüber noch einige wenige Beispiele.

Zunächst einige Illustrationen zur Praxis des russischen Sozialismus. Als wir im Sommer 47 endlich eratemig eine Sonderzuteilung von Mehl erhielten, erfolgte die Zuteilung nach "Leistung" gestaffelt. An unserem Krankenhaus erhielten Ärzte 4 kg. Schwestern 2 kg., Arbeiter und Handwerker 1 kg. In anderen Betrieben war die Staffelung ähnlich, nur die Sätze meist niedriger, selbstverständlich erhielten Russen mehr als Deutsche. Ziemlich genau entsinne ich mich noch der Kartoffelzuteilung die unser Krankenhaus im Herbst 47 vornahm.

Es erhielten	Russen kg.	Deutsche kg.
Ärzte	90	70
Oberschwestern	50	40
Schwestern	30	20
Sonstiges Personal	20	10

Somit erhielten die Leute, die bei geringsten Einkommen die schwerste Arbeit zu leisten hatten, am wenigsten, mussten also entsprechend mehr vom freien Markt zu dem viel höheren Preisen kaufen. Ähnlich war schon die Behandlung der verschiedenen Berufsklassen unter der Militärverwaltung gewesen. An den Krankenhäusern erhielten zunächst nur Ärzte Empfangerecht für die Krankenkost, während das übrige Personal nur 500 gr. Brot täglich erhielt. Bei Einführung der Lebensmittelkarten erhielten zunächst Ärzte ungefähr die doppelte Lebensmittelmenge als das übrige Personal, bis die Zivilverwaltung alles gleichschaltete.

58
49

In ganzen waren die zwei oder drei Sonderzuteilungen an unserem Krankenhaus höher als in anderen Betrieben, sodass bei uns Deutsche mehr erhielten als anderswo die Russen.

Auch die Stufenleiter der Militärgelöhner macht krasse Sprünge. Der einfache russische Soldat erhält bei freier Wohnung, Kleidung und Beköstigung monatlich 12 bis 13 Rubel (man vergleiche damit die Preise) ein Stabsoffizier etwa 3000 bis 5000 Rubel, mit stark erhöhten Lebensmittelzusätzen, ein General soll neben seinem Gehalt noch ein kleines Gut zu seiner persönlichen Versorgung zur Verfügung haben.

Demgegenüber erhält ein russischer Arzt je nach Stelle zwischen 500 und 1200 Rubel. Sie wissen sich jedoch oft ein sehr beträchtliches Einkommen dadurch zu beschaffen, dass sie 5 oder 6 Stellen auf sich vereinigen. Natürlich ging dies an unserem Krankenhaus besonders leicht dadurch, dass deutsche Ärzte dafür in "halbe Stellen" oder in Schwesternstellen eingesetzt wurden, wodurch es dem russischen Arzt umso leichter möglich wurde, die Dienstzeit seiner 5 oder 6 Stellen mit Bücherlesen zu verbringen. Qualitätsarbeit war es nicht, was die russischen Ärzte leisteten. In der Zeit von 26.VI. 46 bis 31. XII. 47 hatten wir d.h. der deutschen Sektionshilfe, über 1400 Leichendurchgänge Buch geführt. Davon waren etwa 64 ohne Sektion passiert. Ich allein hatte in selbständiger Arbeit rund 90 Sektionen allein verarbeitet und protokolliert (gewöhnlich diktierte mein Chef die Protokolle, während ich die Sektionen technisch durchführte.) Bei der Aufstellung seines Jahresberichtes fanden sich von insgesamt rund 1350 Sektionen nur rund 910 Protokolle wieder. Von meinen 90 Protokollen tauchten nur noch 37 auf. Trotzdem wurde der Jahresbericht mit den 900 Protokollen aufgestellt, rund 870 Sektionen fielen einfach unter den Tisch.

Ähnlich konnte ein russischer Stationsarzt im Einverständnis

-59-

mit den russischen Schwestern wochenlang zwischen 20 und 45 Pat. mehr buchen, als bei ihm lagen. Die anfallenden Lebensmittel wurden verschoben. Endlich wurde er gefasst. Nach verschiedenen Verwicklungen schien man sich geeinigt zu haben, die Angelegenheit auf dem Weg des einfachen Schadenersatzes zu bereinigen. Jedenfalls sah man ihn zuletzt seine Möbel auf dem Markte verkaufen. Als einer russischen Chirurgin die wegen ihrer Deutschfreundlichkeit und ihrer Judenfeindlichkeit überall bekannt war, ein Patient nach der Operation im Schock starb, gelang es der Direktion als los-zuwerden, indem der Pathologe gemeinsam mit dem sog. Mediz.Direktor bei der Obduktion eine eitrige Bauchfellentzündung als Todesursache feststellte. Die Sektion fand in Abwesenheit der Ärztin, jedoch in meiner Gegenwart statt. Ich erkläre auch jetzt noch, dass ich, an der Sektion nicht beteiligt war, aber den Sinn des russisch geführten Gesprächs verfolgend, keine Spur von Eiter entdecken konnte.

Die Lüge war, auch in dienstlichen Angelegenheiten, eine gern gebrauchte Waffe unseres medizinischen Direktors. Es machte ihm garnichts aus, wenn er sich dabei ertappt fühlen musste, Anlässlich eines Ministertbesuches stellte es sich z.B. heraus, dass die von russischen Ärzten vorgenommene falsche Behandlung dreier Fälle unseren deutschen Chirurgen in die Schuhe geschoben worden war.

Die Russen schätzten das medizinische Können ihrer Ärzte nicht sehr hoch ein. Auch wir deutschen Ärzte gewannen ein durchweg ungünstiges Urteil über die Leistungen der russischen Ärzte. Dies gilt auch für die weniger häufigen Fälle, wo die Ärzte älter oder männlichen Geschlechts sind.

Die Härte des Lebens und die Genügsamkeit des Russen gehen Hand in Hand, eines bedingt das andere. Etwas Salz auf den Tisch geschüttet, Brot hineingestippt, istbein völlig befriedigendes Abendgericht. Machorka-Zigaretten mit Zeitungspapier sind für uns ein recht zweifelhafter Reiz, für den russischen Arbeiter oder Professor

gleichermassen ein Genuss. Ebenso anspruchslos ist der Russe in Wohnung und Kleidung. Seine Geduld des Unabänderlichen gegenüber ist ebenso gross wie sein unbeherrschter Drang, sich möglichst rasch irgendwelche erreichbaren Vorteile zu sichern. Masslos in allem, was für ihn Genuss bedeutet, führt er ein wildes ungeheures Geschlechtsleben, unterstützt von der unverhohlenen Sinnlichkeit der einfachen Russin. Masslos im Alkoholgenuss, trinkt er häufig bis zur Bewusstlosigkeit. Ich habe zahlreiche Alkoholleichen auf dem Sektionstisch gesehen. Oft braucht es nicht dieser Entzückung, um ihn zu den scheusslichsten Mordtaten zu treiben.

Es ist kein Zweifel, dass die materielle Not auf allen Gebieten die Hauptschuld an der hohen Kriminalität trägt. Wir haben es oft nur begrinst, wenn unsere "Neue Zeit" mit höhnischen Bemerkungen über einen Mord in Hamburg, über ein paar verhungerte Alte in Berlin berichtete. Derartige Zahlen hatten wir an einem einzigen Tag bei noch nicht einem Zwanzigstel der Hamburger Bevölkerungsziffer. Und nach allen Berichten unserer Russen war es im Innern Russlands nicht viel oder garnicht besser.

Erst die letzte Zeit brachte neben der Besserung der Ernährungslage auch eine Senkung der Schwerverbrechensziffern. Am 15. Dez 47 kam, von unbestimmten Gerüchten vorher angekündigt, die sogenannte Stabilisierung des Rubels. Noch drei Tage lang konnte man in den Magazine für das alte Geld, aber zu einem Zehntel seines Nennwertes Ware kaufen. Die Preise waren im ganzen unverändert geblieben, für Brot und Nahrungsmittel waren Senkungen bis zu 10 %, für Tee und einzelne andere Waren Steigerungen bis 100 % eingetreten. Noch zwei weitere Tage konnte der alte Rubel auf der Bank umgetauscht werden, bis 3000 Rubel im Verhältnis 1 : 10 höhere Beträge in stets abnehmenden Prozentsatz. Bis 20. Dezember mussten alle Betriebe 50 % der Gehälter und Löhne in neuer Währung ausbezahlt haben. Tatsächlich trat eine

führbare Besserung der Brotversorgung ein. Zucker und Fett blieben wohl weitere Mangelware, aber es gab jetzt öfters billige Fleischsorten. Es war mir nun jetzt möglich, mit dem unveränderten Gehalt-selbst der Teuerungszuschlag vom September 46 wurde weiterbezahlt- als einzelner Mann auszukommen bei einem Ernährungsstandard, der mein und meiner Familie jetziges Ernährungsniveau erheblich überstieg, insbesondere hinsichtlich Fleisch, Zucker und Genussmittel. So blieb es in K. bis zu meiner Abfahrt. Berichten von Kriegsgefangenen entnahm ich jedoch, dass bei anderen Stellen der Sowjetunion die Lebensmittel - insbesondere die Brotversorgung - schon wieder seit Mitte Februar 48 in Frage gestellt war.

Trotz dieser Besserung gab es weiter Verhungernde, wer keine Arbeit und keine Freunde hatte, wer auch noch jetzt völlig den Launen des Schicksals preisgegeben. Wir sehen aber, dass das Elend der armen Russen nicht geringer war als das der arbeitslosen Deutschen. Das Schicksal, entlassen zu werden, drohte jeder von uns. Auch mich traf es am 1.1.48, soweit, dass ich nun fürchten musste, auch meine Wohnung im Krankenhaus zu verlieren, wenn ich auch bereits anderweitig Arbeit gefunden hatte.

Mit dem einfachen Hauspersonal nahm man häufig auch rückwirkende Entlassungen vor. Dies bedeutete nichts anderes, als dass man 14 Tage oder 3 Wochen nach der letzten Lohnzahlung erfuhr, dass für die inzwischen geleistete Arbeit kein Geld mehr bekommen würde, bzw. bis 15.2.47. dass man ab nächsten Monatsersten ausserdem keine Lebensmittelkarten mehr erhalten würde, falls man nicht noch rechtzeitig Arbeit fand. Solche rückwirkenden Entlassungen kamen massenweise im März 47 vor. Damals erhielten die Betroffenen noch am 1. März Bescheinigungen, dass sie im Krankenhaus arbeiteten. Diese Bescheinigungen waren für uns alle notwendig geworden, um den neu eingeführten Sperrzonenstempel von der Miliz zu erhalten.

-63-

Am 15. 16. bis zum 20. März erfuhren dann 60 bis 70 unserer Angestellten, dass sie mit Wirkung vom 1. März entlassen seien. Solche rückwirkenden Entlassungen kamen ebenso im Februar 48 wieder in grösserer Zahl heraus.

Die Unsicherheit auf jedem Gebiet des Lebens, hinsichtlich Arbeit, Wohnung, Freiheit, Ernährung und Zukunft, die überstandenen Leiden, der miterlebte Untergang Königsbergs, der grauenvolle Totentanz erzeugte in uns allen den überwältigenden Wunsch nach Erlösung. Selbst ein alter Jude, vor 1933 ein bekannter Königsberger Rechtsanwalt Dr. C. später mein Patient auf der Siechenstation, der unter dem Naziregime an sich und seine Familie Schlimmstes hatte erdulden müssen, sagte mir: Lieber noch einmal 12 Jahre Nazismus als noch einmal ein Jahr Bolschewismus.

So fuhren wir am 16. März 1948. Mit uns die Bevölkerung Königsbergs aus einem Stadtteil, der durch die Arbeit an der Schiffbauwerft ehemals Schichau zuletzt verhältnismässig reichen Verdienst gehabt hatte. Trotzdem hatte das letzte Vierteljahr guter Ernährung in einem verhältnismässig milden Winter die Spuren der Überstandenen Leiden nicht von den abgezehrten Gesichtern der Erwachsenen und der Kinder zu löschen vermocht. In Lumpen gekleidet, nur gerade soviel von armseliger Habe an der Hand, als sie zu tragen vermochten, stiegen sie in den Wagen. So verliessen sie ihre Heimat, in der sie ihr Glück, ihr Heim, ihre Arbeit gehabt hatten, in der ihre Vorfahren gelebt und wo sie ihre Liebsten in bitterster Not hatten in die Erde senken müssen. Und als der Zug mit einem heftigen Ruck mittags um 12 Uhr 10 ihnen den endgültigen Abschied von der Heimat ankündigte, da fanden diese Menschen nur noch Worte des Dankes an ihren Schöpfer. Während sich die Räder langsam in Bewegung setzten, hörten wir den Gesang aus dem Wagen:

" Grosser Gott wir loben Dich ".

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Abschrift.

K o l b e r g .

Im November 1934 begann die Erkundung zum Ausbau der Stadt Kolberg als Festung. Es wurden 3 Verteidigungsringe festgelegt, von denen der Ausbau der Stadtsiedlung Anfang Februar 45 durch stellv. Gen. Kdo. II. A. K. befohlen wurde. Am 26. Jan. 45 wurde der Festungsstab Kolberg aufgestellt. Es wurden in Angriff genommen ein Panzergraben u. Inf. Stellungen. Die Durchführung der Stellungsarbeiten litt sehr unter dem Mangel an Arbeitskräften. So waren am 1.3. bei Eintreffen des neuen Festungskommandanten Oberst Fullriede von den vorgesehenen und in Angriff genommenen Stellungsbauten lediglich ein Teil des Panzergrabens u. der Inf. Stellungen, sowie 15 behelfsmässige Stellungen für schwere Wurfkörper (28 cm) ausgebaut.

Die Festung war zu dieser Zeit verpflegungsmässig zu 85 % munitionsfähig lediglich für schw. Wurfkörper u. Flak bevoorretet. Erst am 6. u. 7.3. traf über See 100 T. Munition aller Art ein. An Truppen standen am 1.3. zur Verfügung: Ein Btl. des Feldausbildungsrgts. Pz. A. O. K. III mit Rgts. Einheiten u. Rgt. Stab, ein nur teilweise bewaffnetes Volkssturm Btl., ein Volkssturm Werferzug u. Teile der Flak Abt. Heinzel.

Am 2.3. trafen 8 Geschütze s.F.H. 18 ohne Bedienung, Protzen wurden aus dem Gerätelager Kolberg beschafft. Um wenigstens eine Battr. feuerbereit zu machen, wurden von der I.G. Komp. 2 Beobachter und 5 Richtschützen und Kanoniere zur Stabskomp. versetzt, die fehlende Bedienung durch Volkssturm aufgefüllt. Am 3.3. kam das Festungs M.G. Btl. 51(M) hinzu, am 4.3. der Panzerzug Römig. Nach Beginn der Kämpfe wurde aus Versprengten das Btl. Hempel aufgestellt. Seit Ende Januar setzte ein ununterbrochener Flüchtlingsstrom ein. Die Bevölkerungszahl stieg von 35.000 auf 85.000 Einwohner. Der Bahnhof war zu dieser Zeit mit Zügen überfüllt. Ein Abfluss nach Stettin fand nur in ganz geringem Masse statt, so dass

Die Eisenbahn Köln und Belgard kommenden Züge vor der Stadt stauten. Die Eisenbahn teilte auf Anfrage mit, dass Stettin Züge nicht annehmen könne. Es standen bei Beginn der Einschliessung 22 Züge mit Flüchtlingen, Verwundeten und Material aller Art auf der Strecke von Belgard nach Kolberg. Bei der ersten Aufforderung durch den neuen Festungskommandanten am 1.3. für den Abtransport der Zivilbevölkerung zu sorgen, erklärte der Kreisleiter, dass bei ihm ein diesbezüglicher Befehl des Gauleiters nicht vorliege. Eine nochmalige Aufforderung am 2.3. hatte ebenfalls keinen Erfolg. Darauf erhielt der Kreisleiter am 3.3. um 20 Uhr vom Festungskommandanten den Befehl, die Flüchtlinge zum unverzüglichen Verlassen der Stadt aufzufordern. Zu dieser Zeit war ein Abfliessen der Trecks über die Strandstrasse nach Griebow noch möglich. - Auf Grund einer

Feinorientierung durch Kampfgruppe Tettau wurde am 3.3. abends die Besatzung alarmiert und am 4.3. ein Spähtrupp entsandt, der um 4 Uhr bei Rossenthin erstmalig auf den Feind stiess. Um 5 Uhr erreichten feindl. Panzer u. Inf. Sellnow. Damit war die Wasserversorgung aus dem Wasserwerk Koppendicksgrund abgeschnitten. Gegen 7 Uhr erreichte der Feind den Stadtrand von Gelder-Vorstadt. Mit der Meldung von der ersten Feindberührung wurde am 4.3. um 4 Uhr das Standrecht verfügt. Ein Versuch, durch die zuständigen Instanzen Ordnung in den zivilen Sektor zu bringen, misslang. Darauf wurden um 16 Uhr dem am 27.2. eingetroffenen

Kreiskommandanten SS Oberführer Bertling sämtliche militärischen Dienststellen unterstellt. Weiterhin wurden zur Erhöhung der Abwehr- und Kampfbereitschaft sämtl. Versprengten durch Offz., Polizei- u. Feldgen. Streife einer Sammelstelle zugeführt, Waffen und Gerät gesammelt und daraus das Btl. Hempel, die Art. Gruppe Schleiff, sowie die Panzergruppe Beyer aufgestellt. Die Panzergruppe bestand aus 4 Panzern u. 4 P 4, die als

Schadpanzer von der Div. Holstein nach Kolberg zur Instandsetzung abgeschoben waren. Der 1. Panzervorstoss des Feindes wurde am 4.3. durch 2 Flak Geschütze u. 6 Werfer des MG. Btl. in der Gelder Vorstadt .

abgewiesen. Der Feind zog sich daraufhin zunächst nach Karlsberg zurück. An diesem und dem folgenden Tage führte er nur mit schwächeren Kräften entlang der Treptower und Körliner Strasse gegen die Stadt vor. Durch Artillerie, Schw. Wurfkörper, Flak u. Panzervernichtungstrupps wurden die Vorstösse abgewiesen, wobei die ersten Panzer vernichtet wurden. Da die Strassen von Köslin und Belgard noch frei sind, strömen immer neue Flüchtlingstrecken in die Stadt. Sie können nur auf dem Strandweg nach Gribow weitergeleitet werden, jedoch nur unter Gefährdung durch einzelne Panzer. Um vor allem die Eisenbahnstrecke nach Westen freizubekommen, sowie die Strasse nach Gribow zu sichern und damit einen stärkeren Abschub von Flüchtlingen zu ermöglichen, wird für den 6.3. ein Vorstoss beiderseits der Treptower Strasse auf Neuwerder, Neugeldern u. Karlsberg befohlen. Der Angriff begann um 6 Uhr und erreichte um 6.36 Uhr den Südrand Neugeldern, mittags Neuwerder. Karlsberg konnte gegen überlegene feil. Panzerkräfte, die in Altwerder, Sellnow und später auch in Neuwerder auftauchten, nicht genommen werden. Infolgedessen blieb die Treptower Strasse und die Eisenbahnlinie nach Treptow unter Feindbeschuss. Lediglich die Strasse über Gribow nach Westen blieb durch das Zurückdrängen des Getrers zunächst offen. In der Annahme, dass diese Strasse auch weiter westlich noch offen sei, wurden die Flüchtlingstrecken auf ihr abgeschoben. Eine diesbezügliche Funkanfrage über Feindlage nördlich Stettin, blieb von Stettin unbeantwortet. Im Laufe der Nacht zum 7.3. in den ersten Morgenstunden des 7.3. stiess der Feind westlich und ostwärts der Stadt endgültig bis zur See vor, sodass der Einschliessungsring nunmehr geschlossen war. Um 15 Uhr 35 wurde durch Funkspruch vom OKH das weitere Freikämpfen einer Abflusstrasse nach Westen verboten und der Befehl gegeben, die eigenen Kräfte zusammenzuhalten, um den Abtransport der Bevölkerung über See zu schützen. Gegen Abend stiess der Feind mit Panzerunterstützung entlang der Treptowerstrasse bis in die Gelder Vorstadt. Das Batl. Hempel riegelt sofort mit einer Komp. an der Stettiner Strasse ab. Die Kasernen blieben in eigener Hand. Die Feindverluste sind hoch. Jedoch gelingt es nicht, einzelne bis an die Ecke Camminer-Treptowerstrasse vorgedrungene Feindtruppen wieder herauszuwerfen.

In den frühen Morgenstunden des 8.3. verlegt der Feind den Schwerpunkt seiner Angriffe von der Treptowerstrasse an die Lauenburger Vorstadt, wo er sich unter starkem Feuerschutz mit Panzern und Infanterie über die Persantewiesen entlang der Körlinerstrasse gegen die Panzersperre am Städteingang vorschiebt. Jedoch gelingt es ihm nur die Panzersperre im Laufe des Tages in seine Hand zu bringen. Inzwischen hat der Gegner rings um die Stadt immer neue Bttr. aufgeföhrt. Zum Schluss wurden mindestens 20 schw. Battr. festgestellt, dazu Stalinorgeln und Granatwerferverbände schw. Kalibers. Mit ihnen eröffnet der Feind ein sich ständig steigendes Feuer auf alle Teile der Stadt, besonders auf Hafen und Bahnhof, sowie auf die Frontlinie. Die Verluste der eignen Truppe, sowie der Zivilbevölkerung in der Stadt sind beträchtlich. Es machen sich Anzeichen einer beginnenden Panik bemerkbar. Um den Abtransport zunächst der Frauen und Kindern zu sichern, sind härteste Massnahmen erforderlich. Gegen Plünderer und Drückeberger muss mit exemplarischen Strafen vorgegangen werden. In der Versorgung wird Mangel an Trinkwasser immer führbarer. Nach ständigem Drängen des Einsatzleiters der Kriegsmarine für den Abtransport der Zivilbevölkerung, Fregattenkapitän Kolbe, lief die Gestellung von Schiffsraum mehr u. mehr an und ergab täglich wachsende Erfolge. Am 9.3. gelang dem Gegner ein Einbruch in die Lauenburger Vorstadt. Um den Georgenfriedhof und die Gasanstalt wechselten ständige Angriffe und Gegenangriffe. Im Westen wurde ein starker Angriff gegen die Stellungen des Volkssturmbatl. Pfeiffer abgewiesen. Ein eigener Gegenangriff an der Treptowerstrasse durch Lt. Hempel mit Teilen seines Batls. brachte einen vollen Erfolg u. seine Beute von 24 schw. Waffen. Eigene Schiffsartillerie unterstützte die Abwehr durch wirksames Feuer auf die Bereitstellungen des Gegners, wobei der Feind starke Verluste an Panzern und Inf. hat.

-2-

Am 10.3. verschob der Feind den Schwerpunkt seines Angriffs nach Osten und Südosten an der Bahnlinie Köslin und Körlin. Von Panzern und Pak unterstützt, konnte er seinen Einbruch in der Lauenburger Vorstadt nach Osten erweitern und in die Waldenfelsschanze eindringen. Die Georgenkirche musste, um dem Feind nicht den Turm als B.-Stelle zu überlassen, durch einen Stosstrupp in Brand gesetzt werden. Ständige von Panzern unterstützte Feindangriffe gegen die Abschnitte des Volkssturms im Westen und das Batl. Hempel im Südwesten wurden immer wieder in Nahkampf abgewiesen. Von den 7 Brücken über Persante und Holzgraben waren zu dieser Zeit bereits 4 zerstört.

Am 11.3. Fesselungsangriffe an der gesamten Front, überall von Panzern unterstützt. Der Schwerpunkt des Angriffs lag in der Lauenburger Vorstadt, wo der Gegner jedoch nur in die ersten Häuser eindringen kann. Wegen des Fehlens eigener Pak ist es ihm möglich, Haus um Haus systematisch mit Panzern und Pak zu zerschossen und sich nach Ausfall der Besatzung mit Inf. weiter vorzuschieben. Die eigenen Panzer der Panzergruppe Beyer sind ständig reparaturbedürftig und kaum einsatzfähig. Sie müssen zum Teil in ihre Stellungen geschleppt werden, wo meist in kurzer Zeit ein Schaden an der Abzugsvorrichtung oder am Fahrwerk auftritt. Am 12.3. morgen setzt nach schwerstem Art. Beschuss in der Lauenburger Vorstadt ein neuer schwerer Angriff des Feindes ein. Dem Gegner gelingt vom Georgenfriedhof aus ein Einbruch nach Norden über die Kösliner Chaussee. Drei Gegenangriffe bleiben erfolglos. Die Ostfront wird mit Einbruch der Dunkelheit auf eine neue Linie längs der Wallstrasse zurückgenommen. Hinter dieser neuen Front wird im Verlaufe der Nacht aus den letzten verfügbaren Reserven eine 2. Linie aufgebaut. Im Westen und Südwesten werden an diesem Tage insgesamt von 6 Panzern unterstützte Feindangriffe unter beiderseits hohen Verlusten abgewiesen.

Am 13.3. greift der Feind im Westen an der Maikuhle, sowie in der Gelder Vorstadt und im Osten an der Waldenfelsschanze mit starken Kräften an. Der Angriff an der Maikuhle wird vom Volkssturm, der in der Gelder Vorstadt durch Teile Batl Hempel im Nahkampf abgewiesen. Im Osten gelingt dem Gegner ein tiefer Einbruch, der ihn in den Besitz der Gasanstalt u. des Lok. Schuppens bringt. Der Einbruch wird im Gegenstoss unter Einsatz von 2 Panzern abgeriegelt. Am Abend muss der Volkssturm an der Maikuhle wegen der starken Ausfälle der letzten Tage in eine verkürzte Linie zurückgenommen werden. Am 14.3. setzt beim Morgengrauen an der gesamten Front bei aussergewöhnlich starkem Art. Feuer aller Kaliber dabei starken Panzer-, Pak-, Salvengeschützt und Granatwerferfeuer ein neuer konzentrischer Grossangriff ein. Er führt zu tiefen Einbrüchen an der Maikuhle, in die Kasernen der Gelder Vorstadt, aus der Lauenburger Vorstadt in das Stadttinnere und am Gleisdreieck westl. Lok. Schuppen, die nur mit Mühe abgeriegelt werden können.

Ein weiteres Einsickern des Feindes in die eigenen Linien kann wegen hoher eigener Verluste nicht verhindert werden. Die eigene Truppe leistet trotz ihrer körperlichen u. seelischen Erschöpfung und trotz hoher Ausfälle erbitterten Widerstand. Gegen 14 Uhr ist der Druck des Gegners aufgefangen u. die eigene Front, wenn auch oft nur stützpunktmässig und zunächst noch unübersichtlich wieder hergestellt. Um 15 Uhr 30 forderte das polnische Armee-Oberkommando den Festungskommandanten auf dem Funkwege zur Uebergabe auf. Die Antwort lautet: "Kommandant hat Kenntnis genommen." Auf eine zweite Kapitulationsaufforderung um 16 Uhr wurde nicht geantwortet. Unter dem Eindruck seiner am Vormittag erlittenen starken Verluste setzte der Feind seinen Angriff am Spätnachmittag zunächst nicht fort. Stadtdessen lagen Stadt und Hafen unter dem konzentrierten Feuer aller Waffen. Erst mit Einbruch der Dunkelheit führte der Gegner einen durch schwere Waffen unterstützten Grossangriff gegen die Waldenfelsschanze, der in 2 1/2 stündigem harten Kampf abgewiesen wurde.

In der Nacht zum 15.3. bricht der Feind am Gleisdreieck ein und kann erst am Ostrand des Bahnhofs aufgefangen werden. Ein eigener Gegenstoss führt nur noch zur Festigung der neuen Widerstandslinie, jedoch nicht mehr zur Bereinigung des Feindeinbruches. Im Laufe des Vormittags trifft auf der Reede des Alarmbatl. Kell (I.Fest.Rgt.5) ein. Der Festungskommandant entschliesst sich, das Btl. nicht mehr zu landen, da die Besatzung inzwischen auf einem schmalen Streifen am Strand und Hafen zusammengedrängt ist, dass sich keinerlei Verteidigungsmöglichkeiten mehr bieten und der Einsatz des Alarm Batl. keine Entscheidung mehr, sondern nur noch eine Verzögerung bringen kann. Bevor jedoch dieser Befehl die auf der Reede liegenden Schiffe erreichte, waren am Spätnachmittag bereits 2 Komp. des Batl. gelandet, die nunmehr sofort eingesetzt wurden. Der Einsatz dieser frischen Kräfte an diesem und an den folgenden Tagen erfüllte jedoch nicht die Erwartung, die daran geknüpft wurde. Er brachte nur geringe Entlastung, da die Truppe nicht an dem Strassenkampf gewöhnt war und sich in den Trümmern der brennenden Stadt nur schwer zurecht fand, das Batl. hatte verhältnismässig hohe Ausfälle. Die beiden Kompanien besetzten zunächst eine Widerstandslinie nördlich des Bahnhofs und drückten von dort aus gegen die Innenstadt vor. Zugleich ging rechts davon eine Kampfgruppe aus der Linie Gradierstrasse nach Osten vor, um den am Adolf Hitler Platz vorgedrungenen Feind zu werfen und die am Nachmittag verlorengegangene Luisenstrasse wieder zu nehmen. Jedoch gelang nur die Säuberung des Bahnhofsgeländes und die Wiederinbesitznahme des Nord- und Westrandes des Adolf Hitler Platzes. Unter dem Schutz dieser Linie konnten in der Nacht die letzten Frauen und Kinder eingeschifft werden. Infolge des tiefen Einbruchs von Osten in die Innenstadt musste das Batl. Hempel in der Nacht auf das Ostufer der Persante zurückgenommen werden. Am 16.3. belegte der Feind das kleine noch in eigener Hand befindliche Stadtgebiet mit einem pausenlosen schweren Feuer aller Kaliber. Innerhalb der Stadt gelang es ihm nur durch systematisches Inbrandschiessen und Zerstören der Häuser durch Panzer und Pak die Trümmer einiger Blocks in Besitz zu nehmen. Von Panzern unterstützte Angriffe gegen Maikuhle und südlich Waldenfelsschanze wurden, teilweise im Gegenstoss, abgewiesen. Am Mittag wurde der Stab und die 3. Komp. des Batl. Kell gelandet und damit im Zuge der Moltkestrasse eine neue Widerstandslinie aufgebaut. In der Nacht vom 16. zum 17.3. wurden Eisenbahner, OT-Arbeiter, männliche Zivilisten und Unbewaffnete abtransportiert. Entgegen den Erwartungen, dass der Feind am 17.3. morgens zum letzten Stoss ansetzen würde, beschränkte er sich auf die ständig steigende Feuertätigkeit aller schweren Waffen. Erst am Spätnachmittag griff er ostwärts des Bahnhofs mit Unterstützung von 4 Panzern an und durchbrach unsere dünne Linie. Nur dem zögernden Nachfolgen der fdl. Infanterie war es zu verdanken, dass unsere Front sich wieder auffing. Mit dem Abtransport der Frauen und Kinder, sowie der unbewaffneten Organisationen und sämtlicher Zivilisten pp war der am 7.3. durch Funk vom OKH gegebene Auftrag erfüllt. Der selbstverständliche Auftrag für jede Festungsbesatzung Feindkräfte zu binden, konnte nur noch bis zum Morgen des 18.3. erfüllt werden. Bis dahin war durch das Zusammendrängen der Besatzung auf einen 1800 m langen und 400 m breiten Strandstreifen, durch die zahlenmässige Schwäche der Besatzung, ihre völlige körperliche und seelische Erschöpfung, durch den Ausfall der letzten eigenen Panzer, und des grössten Teiles der schweren Waffen, sowie durch die in dem schmalen noch gehaltenen Strandstreifen sich besonders stark auswirkende artilleristische Ueberlegenheit des Feindes, die Vernichtung der Restbesatzung mit Sicherheit zu erwarten. Daher entschloss sich der Festungskommandant am Nachmittag des 17.3. auf eigene Verantwortung und ohne Befehl zu versuchen, unter Belassung von kampfstarken Sicherungen bis zum Morgen des 18.3., die Kampfbesatzung in der Nacht vom 17. zum 18.3. über See abzusetzen und damit zu erhalten. Noch vor Beginn der 8

-3-

Absetzbewegung erfolgte am späten Abend des 17.3. ein Angriff des Feindes gegen die Waldenfelsschanze, die verloren ging. Damit beherrschte der Feind durch Pak und Panzerfeuer den gesamten Strandstreifen ostwärts der Persante, die Hafenausfahrt und die Feuerstellung der eigenen Artillerie. Die Absetzbewegung verlief unter dem massierten Feuer der schweren Feindwaffen, deshalb konnte der Feind infanteristisch nur schwach nachrücken. So konnten sich auch die letzten Sicherungen kämpfend vom Feind lösen. Am 18.3. um 6 Uhr 30 waren Strand und Mole von eigenen Truppen geräumt.

Der erste Angriff auf Kolberg erfolgte durch russische Panzerverbände, die vom Süden vorstießen. Nachdem es ihnen nicht gelungen war, Kolberg im ersten Ansturm zu nehmen, wurden sie durch polnische Verbände der 3., 4. u. 6. poln. Inf. Div., verstärkt durch Panzer, Pak, Werfer u. Art. Verb., darunter das 4. russ. Art. Rgt. Die Feindpanzer hatten grösstenteils deutschrechtliche Besatzungen, die ihren Funkverkehr in deutscher Sprache führten. Diese starken Feindverbänden standen auf unserer Seite nur mangelhaft bewaffnete und eilt aufgestellte Kampfverbände gegenüber. Diese wurden zudem behindert durch eine schwer zu überschende und zu erfassende Menge fremder Trossenteile die meist geringste Disziplin u. Kampfmoral zeigten. Die Strassen und Häuser waren überfüllt mit in der Stadt angestauten Flüchtlingstrossen. Erst dem tatkräftigen Eingreifen des Kreiskommandanten SS Oberführer Bertling gelang es nach und nach Ordnung in dieses Durcheinander zu bringen. Die sich heruntreibenden Soldaten wurden aufgefangen, soweit brauchbar in die kämpfende Truppe eingereiht, die übrigen zu Arbeitsdiensten herangezogen, namentlich zu den systematischen Verbarrikadierungen sämtl. wichtigen Strassen und Plätzen. Die Panikstimmung in der Zivilbevölkerung, herbeigeführt durch den pausenlosen Art. Beschuss, wuchs und es trat eine hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit, hervorgerufen durch den Mangel an Milch und Trinkwasser ein. Kindermord durch die eigenen Mütter und Selbstmord waren häufige Erscheinungen. Davon hob sich auf der anderen Seite die tapfere Haltung mancher Frauen ab, die beim Löschen von Bränden, beim Bergen von Verwundeten unter Einsatz ihres Lebens einen grossen Teil der männlichen Zivilbevölkerung ein Vorbild sein konnten. Zu erwähnen sind besonders zwei Nachrichtenhelferinnen und eine Wehrmachtshelferin, die freiwillig bis zum letzten Abtransport von Frauen und Kindern bei der Truppe ausharrten und ihren Dienst in vorbildlicher Weise versahen.

An die kämpfende Truppe mussten aussergewöhnlich hohe Anforderungen gestellt werden. Der hohe Grundwasserstand machte in fast allen Abschnitten ein Eingraben unmöglich, sodass die Truppe dem massierten Feuer der schw. Feindwaffen fast deckungslos ausgesetzt war. Hierzu kam ein 14-tägiger pausenloser Kampf mit weit überlegenem Gegner, ohne die Möglichkeit auch nur eines zeitweiligen Herausziehens. Die schlechten Trinkverhältnisse zeigten überall Verdauungstörungen, die körperliche Widerstandskraft der Besatzung beeinträchtigend. Die Leistungen der Truppe waren dennoch erstaunlich. Sie musste sich in Häuserkämpfen fdl. Panzer, Pak u. Flammenwerfer erwehren. Ohne jede eigene Pak wurden 28 Feindpanzer vernichtet, davon 12 mit Nahkampfmitteln, die übrigen durch Flak u. Artillerie. Weitere Feindpanzer wurden zweifellos in nicht feststellbarer Zahl in den Bereitstellungsräumen durch die eigene Schiffsartillerie vernichtet. Weiterhin wurden mit Sicherheit vernichtet oder erbeutet: 15 Pak, 9 leichte Geschütze, 8 Granatwerfer, 2 Flammenwerfer, 10 s.M.G. zahlreiche leichte Inf. Waffen und 9 leichte L.K.W. Die Menschenverluste des Feindes waren ausserordentlich hoch.

Nach Gefangenenaussagen war der Gegner schliesslich gezwungen, seine Trosse in vorderster Linie einzusetzen. Nach vorsichtiger Schätzung, erhärtet durch Gefangenenaussagen hat der Gegner bis zu 50 % Verluste gehabt. An diesen Erfolgen war die Festungsartilleriegruppe Schleiff wesentlich beteiligt. Trotz ihrer improvisierten Aufstellung

während der Kampfhandlungen entlastete sie die Truppe immer wieder fühlbar durch ihre Wendigkeit und Treffsicherheit. Dies war besonders der Tatkraft und den hohen art. Fähigkeiten des Major Schleiff zu verdanken. Ebensowar es besonders sein Verdienst, dass die Zusammenarbeit mit der unterstützenden Schiffsart. der Zerstörer 43 und 44 reibungslos funktionierten. Ohne diese Unterstützung wäre ein 14 tages Halten Kolbergs zweifellos nicht möglich gewesen.

Wenn auch die Zusammenarbeit mit dem Einsatuleiter, Fregattenkapitän Kolbe nicht ganz reibungslos war, so gelang es trotzdem bis zum 16. März 70.000 Zivilpersonen, unbewaffnete Organisationen und Nichtdeutsche abzutransportieren. Weitere 5 1/2 Tausend Wehrmachtsangehörige und Kampftruppen wurden am 18. bis 18.3. abtransportiert. Bei Beginn der Belagerung von Kolberg standen dem Festungskommandanten an Truppen etwa 3300 Mann zur Verfügung, davon in inf. Einsatz etwa 2200 Mann. Davon fielen während der Kampfhandlungen etwa 2300 Mann aus. Die Verluste wurden laufend durch Aussiebung der unbewaffneten Soldaten, sowie durch die Neuzuführung des Batl. Koll ergänzt. So wurden in der Nacht vom 17. zum 18.3. noch etwa 200 Mann kämpfende Truppen, davon 1200 Inf. abtransportiert. An schweren Waffen standen zu Beginn der Belagerung zur Verfügung: 8 l.F.H.18, 7 Flak 10,5 cm, 7 Flak 3,7 cm 1 Flak 2 cm, 820 Schuss schwere Wurfkörper in 16 behelfsmässig vorbereiteten Feuerstellungen, sowie das Festungs M.G. Btl. 91 (M) und der Panzerzug Hptm. König. Am 17.3. abends waren noch einsatzbereit: 1 l.H.H. 18, 1 Flak 3,7 cm, 2 Flak 2 cm und mittl. Granatwerfer. Beim Abtransport wurden mitgenommen: 6 mittl. Granatwerfer, alle übrigen schweren Waffen wurden unbrauchbar gemacht, ebenso Munition-, Treibstoff- u. Lebensmittelvorräte. Dem Feind fiel eine völlig niedergebrannte und verwüstete Stadt in die Hand. Der Dom ist eine ausgebrannte und schwer beschädigte Ruine. Sämtliche Persante - und Holzgrabenbrücken sind gesprengt. Der Bahnhof mit Gleisanlagen ist zerstört. Die Verlageeinrichtungen am Hafen für lange Zeit unbrauchbar. Dies ist der Gewinn, den der Feind mit sehr hohen Blutopfern erkaufte, aber auch der Preis, um den es gelang 75.000 Menschen dem Reich zu erhalten.

durch von Gueth

Institut für ...

Diesen Bericht uebergab mir Herr Bruno Firzlauff, Hamburg. Ich konnte nicht erfahren, wer diesen Gefechtsbericht verfasst hat, nehme aber an, entweder der Verteidiger Kolbergs, Oberst Fritz Fallriede, oder ein Herr seines Festungsstabes.

gez. Fritz Schoerck.

Im November 1944 begann die Erkundung zum Ausbau der Stadt Kolberg als Festung. Es wurden drei Verteidigungsringe festgelegt, von denen der Ausbau der Stadtrandleitung Anfang Februar 1945 durch stellv. G. K. II. A. K. befohlen wurde. Am 28.1. wurde der Festungsstab Kolberg aufgestellt. Es wurden in Angriff genommen ein Panzergraben und Infanteriestellungen. Die Durchfuehrung der Stellungsbauarbeiten litt sehr unter dem Mangel an Arbeitskraefte. So waren am 1.3. bei Eintreffen des neuen Festungskommandanten, Oberst Fallriede, von den vorgesehenen und in Angriff genommenen Stellungsbauten lediglich ein Teil des Panzergrabens und der Infanteriestellungen sowie letzte behelfsmassige Stellungen fuer schwere Wurfkoerper (38 cm) ausgebaut. Die Festung war zu dieser Zeit verpflegungsmassig zu 80%, munitionsmassig lediglich fuer schwere Wurfkoerper und Flak bevorratet. Erst am 6. u. 7.3. trafen ueber See 100 t Munition aller Art ein. An Truppen standen am 1.3. zur Verfuegung: ein Batl. des Feldausbildungsregimentes Pz. A. O. K. III mit Regimentseinheiten und Regt. Stab, ein nur teilweise bewaffnetes Volksturnbatl., ein Volksturn-Werferzug und Teile der Flak Abt. Heinkel. Am 2.3. trafen 8 Geschuetze 7 s. F. H. 18 ohne Bedienung, Protzen und Bespannung ein. Protzen wurden aus dem Gerastelager Kolberg beschafft. Um wenigstens eine Batterie feuerbereit zu machen, wurden von der I. G. Kompanie 2 Beobachter, 5 Richtschuetzen, und Kanoniere ~~kurze~~ Stabskompanie versetzt, die fehlende Bedienung durch Volksturn aufgefuehrt. Am 3.3. kam das Festungs-M. G. Batl. 51 (M) hinzu, am 4.3. der Panzerzug Roemig. Nach Beginn der Kaempfe wurde aus Versprengten das Batl. Hempel aufgestellt.

Seit Ende Januar setzte ein ununterbrochener Fluechtlingsstrom ein. Die Bevoelkerungszahl stieg von 35 auf 85 000 Einwohner. Der Bahnhof war zu dieser Zeit mit Zuegen ueberfuehrt. Ein Abfluss nach Stettin fand nur in ganz geringem Masse statt, sodass sich die von Koeslin und Belgard kommenden Zuege vor der Stadt stauten. Die Reichsbahn teilte auf Anfrage mit, dass Stettin Zuege nicht abnehmen koenne. So standen bei Beginn der Einschliessung 22 Zuege mit Fluechtlings, Verwundeten und Material aller Art auf der Strecke von Belgard nach Kolberg. - Bei der ersten Aufforderung durch den neuen Festungskommandanten am 1.3., fuer den Abtransport der Zivilbevoelkerung zu sorgen, erklaeerte der Kreisleiter, dass bei ihm ein diesbezauglicher Befehl des Gauleiters nicht vorliege. Eine nochmalige Aufforderung am 2.3. hatte ebenfalls keinen Erfolg. Darauf erhielt der Kreisleiter am 3.3. um 20.00 Uhr vom Festungskommandanten den Befehl, die Fluechtlings zum unverzueglichen Verlassen der Stadt aufzufordern. Zu dieser Zeit war ein Abfliessen der Treks ueber die Strandstrasse nach Griebow noch moeglich.

Auf Grund einer Feindorientierung durch Kampfgruppe Kettau wurde am 3.3. abends die Besatzung alarmiert und am 4.3. frueh ein Spachtrupp entsandt, der um 4.00 Uhr bei Rosenthin erst malig auf Feind stiess. Um 5.00 Uhr erreichten feindliche Infanterie Selnow. Damit war die Wasserversorgung aus dem Wasserwerk Koppendieckgrund erledigt. Gegen 7.00 Uhr erreichte der Feind den Stadtrand bei Geldern-Vorstadt.

Mit der Meldung von der Feindberuehrung wurde am 4.3. um 4.00 Uhr das Standrecht verhaengt. Ein Versuch, durch die zustaendigen Instanzen Ordnung in den zivilen Sektor zu bringen, mislang. Darauf wurde um 16.00 Uhr den am 27.2. eingetroffenen Kreiscommandanten, SS-Oberfuehrer Bertling, saemtliche nichtmilitaerischen Dienststellen unterstellt. Weiterhin wurden zur Erhoehung der Abwehr und Kampfbereitschaft saemtliche Versprengten durch Offizierspolizei und Feldgendarmarie-Streifen einer Sammelstelle zugefuehrt, Waffen und Gerat gesammelt, und daraus das Batl.

Hempel, die Artillerie-Gruppe Schleiff, sowie die Pz. Gruppe Beyer aufgestellt. Die Pz.-Gruppe bestand aus 4 Hetzern und 4 Pz. IV, die als Schadpanzer von der Division Holstein nach Kolberg zur Instandsetzung abgeschoben waren. - Der erste Pz. Vorstoß des Feindes wurde am 4. 3. durch 2 Fla-Geschütze und 6 Werfer des M.G. Batl. in der Gelder-Vorstadt abgewiesen. Der Feind zog sich darauf nach Karlsberg zurück. An diesem und dem folgenden Tage fühlte er nur mit schwächeren Pz. und Inf.-Kräften entlang der Treptower und Koerliner Strasse gegen die Stadt vor. Durch Artillerie, schwere Mörkorkörper, Flak und Pz. Vernichtungstruppe wurden diese Vorstöße abgewiesen, wobei die ersten Panzer vernichtet wurden. - Da die Strassen von Koeslin und Belgard noch frei waren, strömten immer neue Flüchtlingströme in die Stadt. Sie konnten nur auf dem Strandwege nach Gribow weitergeleitet werden, jedoch nur unter Gefährdung durch einzelne Panzer. Um vor allem die Eisenbahnstrecke nach Westen frei zu bekommen, sowie die Strasse Gribow zu sichern und damit einen stärkeren Abschub von Flüchtlingen zu ermöglichen, wird für den 6. 3. ein Vorstoß beiderseits der Treptower Strasse auf Neuwerder, Neugeldern, und Karlsberg befohlen. Der Angriff begann um 6. 00 Uhr und erreichte 6. 30 Uhr den Südrand Neugeldern, mittags Neuwerder. Karlsberg konnte gegen überlegene fdl. Pz. Kräfte, die in Altwerder, Selnow und später auch in Neuwerder auftauchten, nicht genommen werden. Infolgedessen blieb die Treptower Strasse und auch die Eisenbahnlinie nach Treptow unter Feindbeschuss. Lediglich die Strasse über Gribow nach Westen blieb durch das Zurückdraengen des Gegners zunächst offen. In der Annahme, dass diese Strasse auch weiter westlich noch offen sei, wurden die Flüchtlingströme auf ihr abgeschoben. Eine Funkanfrage über Feindlage nördlich Stettin blieb von Stettin unbeantwortet.

Im Laufe der Nacht zum 7. 3. und in den ersten Morgenstunden des 7. 3. stiess der Feind westlich und ostwärts der Stadt endgültig bis zur See vor, sodass der Einschliessungsring nunmehr geschlossen war. Um 15. 35 Uhr wurde durch Funkpruch vom O. K. H. das weitere Freikämpfen einer Abschubstrasse nach Westen verboten und der Befehl gegeben, die eigenen Kräfte zusammenzuhalten, um den Abtransport der Bevölkerung über See zu schützen. Gegen Abend stiess der Feind mit Pz. Unterstützung entlang der Treptowerstrasse bis in die Gelder-Vorstadt vor. Das Batl. Hempel riegelte sofort mit einer Kompanie an der Stettiner Strasse ab. Die Kasernen blieben in eigener Hand. Die Feindverluste sind hoch. Jedoch gelingt es nicht, einzelne bis an die Ecke Kammer-Treptower Strasse vorgedrungene Feindtruppen wieder herauszuwerfen. In den frühen Morgenstunden des 8. 3. verlegt der Feind den Schwerpunkt seiner Angriffe von der Treptower Strasse in die Lauenburger Vorstadt, wo er sich unter starkem Feuerschutz mit Panzern und Infanterie über die Persantwiesen entlang der Koerliner Strasse vorschiebt, um die Panzerperre im Laufe des Tages in seine Hand zu bringen. Inzwischen hat der Gegner rings um die Stadt immer neue Batterien aufgeföhren. Zum Schluss werden mindestens 20 schwere Batterien festgestellt, dazu Stalinorgeln und Granatwerferverbände (schweren Kalibers). Mit ihnen eröffnete der Feind ein sich ständig steigendes Feuer auf alle Teile der Stadt, besonders auf Hafen und Bahnhof, sowie auf die Frontlinie. Die Verluste der eigenen Truppe sowie der Zivilbevölkerung in der Stadt sind beträchtlich. Es machen sich Anzeichen einer beginnenden Panik bemerkbar. Um den Abtransport zunächst der Frauen und Kinder zu sichern, sind härteste Massnahmen erforderlich. Gegen Plünderer und Dreckboerger muss mit exemplarischen Strafen vorgegangen werden. Nach ständigem Draengen des Einsatzleiters der Kriegsmarine für den Abtransport der Zivilbevölkerung, Freg. Kpt. Kolbe, lief die Feststellung von Schiffraum mehr und mehr an, und ergab täglich anwachsende Erfolge. Am 9. 3. gelang dem Gegner ein Einbruch in die Lauenburger Vorstadt. Um den Georgenfriedhof und die Gasanstalt wechselfen ständige Angriffe und Gegenangriffe. Im Westen wurde ein starker Angriff gegen die Stellungen des Volksturm-Batl. Pfeiffer abgewiesen. Ein eigener Gegenangriff an der Treptower durch Lt. Hempel mit Teilen seines Batl. brachte einen vollen Erfolg und eine Beute von 24 schweren Waffen. Eigene Schiffsartillerie unterstützte die Abwehr durch wirksames Feuer

auf die Bereitstellungen der Masse des Gegners, wobei der Feind starke Verluste an Panzern und Infanterie hatte. - Am 10. 3. versob der Feind den Schwerpunkt nach Osten und Suedosten an die Bahnlinie Koeslin und Koerlin. Von Panzern und Flak unterstuetzt konnte er seinen Einbruch in die Lauenburger Vorstadt nach Osten erweitern und in die Waldenfelaskaserne eindringen. Die Georgenkirche musste, um dem Feind nicht den Turm als B-Stell zu ueberlassen, durch einen Stoestrupp in Brand gesetzt werden. Staendige von Panzern unterstuetzte Feindangriffe gegen die Abschnitte des Volksturms im Westen und das Batl. Hempel im Suedwesten wurden immer wieder im Nahkampf abgewiesen. Von den 7 Bruecken ueber Persante und Holzgraben waren zu dieser Zeit bereits 4 zerstoeert. Am 11. 3. Fesselungsangriffe an der gesamten Front, ueberall von Panzern unterstuetzt. Der Schwerpunkt des Angriffs lag in der Lauenburger Vorstadt, wo der gegner jedoch nur in die ersten Haueser eindringen kann. Wegen des Fehlens eigener Flak ist es ihm moeglich, Haus um Haus systematisch mit Panzern und Pak zu zerschieszen und sich nach Ausfall der Besatzung weiter mit Infanterie vorzuschieben. Die eigenen Panzer der Pz. Gruppe Beyer sind staendig reparaturbeeuerftigt und kaum einsatzfaehig; sie muessen z. T. in ihre Stellungen geschleppt werden, wo meist in kurzer Zeit ein Schaden an der Abzugvorrichtung oder am Fahrwerk auftritt. -- Am 12. 3. morgens setzt nach schwerstem Artilleriebeschuss in der Lauenburger Vorstadt ein neuer schwerer Angriff des Feindes ein. Der Gegner gelingt vom Georgenkirchhof aus ein Einbruch nach Norden ueber die Koesliner Chaussee. Drei Gegenangriffe bleiben erfolglos. Die Ostfront wird mit Einbruch der Dunkelheit auf eine neue Linie laengst der Wallstrasse zurueckgenommen. Hinter dieser neuen Front wird im Verlaufe der Nacht aus verfügbaren Reserven eine neue Linie aufgebaut. Im Westen und Suedwesten wurden an diesem Tage insgesamt 6 von Panzern unterstuetzte Feindangriffe unter beiderseits hohen Verlusten abgewiesen. -- Am 13. 3. greift der Feind im Osten an der Waldenfels-Schanze mit starken Krueften an. Der Angriff in der Maikuhle wird vom Volkstum, der in der Gelder Vorstadt durch Teile des Batl. Hempel im Nahkampf abgewiesen. Im Osten gelingt dem Gegner ein tiefer Einbruch, der ihn in Besitz der Gasanstalt und des Lok-Schuppens bringt. Der Einbruch wird im Gegenstoss unter Einsatz von zwei Panzern abgeriegelt. Am Abend muss der Volkstum an der Maikuhle wegen der starken Ausfaelle der letzten Tage in eine verkuerzte Linie zurueckgenommen werden. Am 14. 3. setzt beim Morgengrauen an der gesamten Front bei aussergewoehnlich starken Artilleriefuer aller Kaliber, dabei starkes Panzer-, Pak-, Salvengesbuetz- und Granatwerferfeuer, ein neuer konzentrischer Grossangriff ein. Er fuehrt zu tiefen Einbruechen an der Maikuhle, in die Kasernen der Gelder Vorstadt, ----- aus der Lauenburger Vorstadt in das Stadtimere und am Gleidreieck westlich Lok-Schuppen, die nur mit Muehe abgeriegelt werden koennen. Ein weiteres Eindueckern des Feindes in die eigenen Linien kann wegen hoher eigener Verluste nicht verhindert werden. Die eigene Truppe leistet trotz ihrer hohen koerperlichen und seelischen Erschoepfung und trotz hoher Ausfaelle erbitterten Widerstand. Gegen 14.00 Uhr ist der Druck des Gegners aufgefangen, die eigene Front, wenn auch oft nur stuetzpunktartig und zunaechst noch unuebersichtlich, wieder hergestellt. Um 15.30 Uhr fordert das polnische A. O. K. den Festungskommandanten auf den Fuikwege zur Uebergabe auf. Die Antwort lautet: "Kommandant hat Kenntnis genommen!" Auf eine zweite Kapitulationsaufforderung um 16.00 Uhr wurde nicht geantwortet. Unter dem Eindruck seiner am Vormittag erlitteten starken Verluste setzt der Feind seinen Angriff am Spaetnachmittag zunaechst nicht fort. Statt dessen lagen Stadt und Hafen unter dem konzentrischen Feuer aller Waffen. Erst mit Einbruch der Dunkelheit fuehrte der Gegner einen durch schwere Waffen unterstuetzten Grossangriff gegen die Waldenfels Schanze, der in 2 1/2-stuendigem harten Kampf abgewiesen wurde. In der Nacht zum 15. 3. bricht der feind am Gleidreieck ein und kann erst am Ostrand des Bahnhofes aufgefangen werden. Ein eigener Gegenstoss fuehrt nur noch zur Festigung der neuen Widerstandslinie, jedoch nicht mehr zur Bereinigung des

neuen Feindeinbruches. Im Laufe des Vormittags trifft auf der Reede das Alambatl. Koll (I./Festungereg. 5) ein. Der Festungskommandant entschliesst sich, das Batl. nicht mehr zu landen, da die Besatzung inzwischen auf einem schmalen Streifen am Strand am Hafen zusammengedraengt ist, dass sich keinerlei Verstaendigungsmoeglichkeiten mehr bieten und der Einsatz des Alambatl. keine Entscheidung mehr, sondern nur noch eine Verzoeigerung bringen kann. Bevor jedoch dieser Befehl die auf Reede liegenden Schiffe erreicht, waren am Spaetnachmittag bereits zwei Kompanien des Batl. gelandet, die nunmehr sofort eingesetzt wurden. Der Einsatz dieser frischen Kraefte an diesem und den folgenden Tagen erfuellte jedoch nicht die Erwartung, die daran geknuepft wurde. Er brachte nur geringe Entlastung, da die Truppe nicht an den Strassenkampf gewohnt war und sich in den Truemern der brennenden Stadt nur schwer zurecht fand. Das Batl. hatte verhaelt-nismaessig hohe Ausfaelle. Die beiden Kompanien besetzten zunaechst eine Widerstandelinie noerdlich des Bahnhofs und rueckten von da aus gegen die Innenstadt vor; zugleich ging rechts davon eine Kampfgruppe aus der Linie Gradierstrasse nach Osten vor, um den bis zum Adolf-Hitler-Platz vorgedrungenen Feind zu werfen und die am Vormittag verlorengegangene Luisestrasse wieder zu nehmen. Jedoch gelang nur die Sauberung des Bahnhofsgelaendes und die Wiederinbesitznahme des Nord- und Westrandes des A.H. Platzes. Unter dem Schutz dieser Linie konnten in der Nacht die letzten Frauen und Kinder eingeschifft werden. Infolge des tiefen Einbruchs von Osten her in die Innenstadt musste das Batl. Hempel in der Nacht auf das Ostufer der Persante zurueckgenommen werden; die Verbindung mit dem Volkstum und der Marine-
abteilung Prien blieb erhalten.

Am 16.3. belegte der Feind das kleine noch in eigener Hand befindliche Stadtgebiet mit pausenlosem schweren Feuer aller Kaliber. Innerhalb der Stadt gelang es ihm nur, durch systematisches Inbrandschiessen und Zerstoeeren der Haeser durch Panzer und Pak die Truemern einiger Blocks in Besitz zu nehmen. Von Panzern unterstuetzte Angriffe gegen Malkuhle und suedlich Waldenfeleschanze wurden teilweise im Gegenstoss abgewiesen. Am Mittag wurde der Stab und 3. Kompanie des Batl. Koll gelandet und damit im Zuge der Moltkestrasse eine neue Widerstandelinie aufgebaut. In der Nacht vom 16./17.3. wurden Eisenbahner, O.T.Arbeiter, maennliche Zivilisten und Unbewaffnete abtransportiert. Entgegen den Erwartungen, dass der Feind am 17. morgens zum letzten Stoss ansetzen wuerde, beschaenkte er sich auf staendig steigende Feuertastigkeit aller schweren Waffen. Erst am Spaetnachmittag griff er ostwaerts des Bahnhofs mit Unterstuetzung von vier Panzern und durchbrach unsere duenna Linie. Nur dem zoegernden Nachfolgen der feindlichen Infanterie war es zu verdanken, dass sich unsere Front wieder auffing. Mit dem Abtransport der Frauen und Kinder, sowie der unbewaffneten Organisationen, der Schluesselkraefte und sammtlicher Zivilisten war der am 7.3. durch Funk vom O.K.H. gegebene Auftrag erfuellt. Der selbstverstaendliche Auftrag fuer jede Festungsbesatzung, Feindkraefte zu binden, konnte nur noch bis zum 18.3. morgens erfuellt werden.

Zu diesem Zeitpunkt war nach Zusammendraengung der Besatzung auf einer 1800 m langen und 400 m breiten Strandstreifen durch die zahlenmaessige Schwaechung der Besatzung, ihre voellige koerperliche und geistliche Erschoepfung, durch den Ausfall der letzten eigenen Panzer und des grossen Teil, der schweren Waffen, sowie durch die in dem schmalen noch gehaltenen Strandstreifen sich besonders auswirkende artilleristische Ueberlegenheit des Feindes die Vernichtung der Restbesatzung mit Sicherheit zu erwarten. Daher entschloss sich der Festungskommandant, am Nachmittag, des 17.3., auf eigene Verantwortung und ohne jeden Befehl zu versuchen, unter Belassung von Kampfstarken Sicherungen bis zum Morgen des 18.3. die Kampfbesatzung in der Nacht ueber See abzusetzen und damit zu erhalten. Noch vor Beginn der Absetzbewegung erfolgte am spaeten Abend des 17.3 ein Angriff des Feindes auf die Waldenfeleschanze, die verloren ging. Damit beharrte der Feind durch Pak und Panzerfeuer den gesamten Strandstreifen ostwaerts der Persante, die Hafenausfahrt und die Feuerstellung der westlichen eigenen Artillerie. - Die Absetzung ver-

lief unter dem massierten Feuer der schweren Feindwaffen. Deshalb konnte der Feind infanteristisch nur schwach nachdrücken. So konnten sich auch die letzten Sicherungen kämpfend vom Feind lösen. Am 18.3. um 6.30 Uhr waren Strand und Wale von eigenen Truppen geräumt.

Der Angriff auf Kolberg erfolgte durch russische Panzerverbände, die von Süden vorstießen. Nachdem es ihnen nicht gelungen war, Kolberg im ersten Anlauf zu nehmen, wurden sie durch polnische Verbände der 3., 4. und 6. polnischen Inf. Division verstopft. Dazu kamen Verfer- und Artillerieverbände, darunter das 4. russ. Art. Regt. Die Feindpanzer hatten grossenteils deutschsprechende Besatzungen, die ihren Funkverkehr in deutscher Sprache führten.

Diesen starken Feindverbänden standen auf unserer Seite nur mangelhaft bemannete und eilig aufgestellte Kampfverbände gegenüber. Diese wurden zudem behindert durch eine schwer zu uebersiehende und schwer zu erfassende Menge fremder Trussteile, die meist geringe Disziplin und Kampfmoral zeigten. Die Strassen und Häuser waren ueberfullt mit in der Stadt angestauten Flüchtlingstrupps. Erst dem tatkräftigen Eingreifen des Kreis-Kommandanten, SS-Oberführer Bertling, gelang es, nach und nach Ordnung in dieses Durcheinander zu bringen. Die sich herumtreibenden Soldaten wurden aufgefangen, soweit brauchbar in die kämpfende Truppe eingereiht, die uebrigen entwaffnet und zu Arbeitsdiensten herangezogen, namentlich fuer die systematischen Verbarrikadierungen sämtlicher wichtigen Strassen und Plätze. Durch den masselosen Artilleriebeschuss trat eine Panikstimmung unter der Zivilbevölkerung ein und durch den Mangel an Milch und Trinkwasser eine hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit. Kindermord durch die eigene Mutter und Selbstmord waren häuflige Erscheinungen. Davon hob sich auf der anderen Seite die tapfere Haltung mancher Frauen ab, die beim Löschen von Bränden, beim Bergen von Verwundeten unter Einsatz ihres Lebens einen grossen Teil der männlichen Zivilbevölkerung ein Vorbild hatte sein koennen. Zu erwahnen sind besonders 2 Nachrichtensachverständigen, und eine Wehrmachtshelferin, die freiwillig bis zum letzten Abtransport von Frauen und Kindern bei der Truppe verharrten und ihren Dienst in vorbildlicher Weise versahen.

An die kämpfende Truppe musste aussergewöhnlich hohe Anforderungen gestellt werden. Der hohe Grundwasserstand machte in fast allen Abschnitten ein Eingraben unmöglich, sodass die Truppe dem massierten Feuer der schweren Feindwaffen fast deckungslos ausgesetzt war. Hinzu kam ein 14-tägiger, fast wasserloser Kampf mit weit ueberlegenem Gegner ohne die Möglichkeit eines auch nur zeitweiligen Herausziehens. Die schlechten Trinkwasserverhältnisse zeitigten ueberall schwere Verdauungsstörungen, welche die Widerstandsfähigkeit der Besatzung beeinträchtigten. - Die Leistungen der Truppe waren dennoch erstaunlich. Sie musste sich im Häuserkampf feindlicher Panzer, Pak und Flammenwerfer erwehren. Ohne jede eigene Pak wurden 28 Feindpanzer vernichtet, davon 12 mit Nahkampfmitteln, die uebrigen durch Pak und Artillerie. Weitere Feindpanzer wurden zweifellos in nicht feststellbarer Zahl in den Bereitstellungsraeumen durch eigene Schiffartillerie vernichtet. Weiterhin wurden mit Sicherheit vernichtet: 15 Pak, 9 leichte Geschuetze, 8 Granatwerfer, 10 s.M.G., zahlreiche leichte Infanteriewaffen, und 9 LKw. Die Menschenverluste waren ausserordentlich hoch. Nach Gefangenenaussagen war der Gegner schliesslich gezwungen, seine Truppe in vorderer Linie einzusetzen. Nach vorsichtiger Schätzung, erhärtet durch Gefangenenaussagen, hat der Gegner bis zu 50 Verluste gehabt. An diesen Erfolgen war die Festungsartilleriegruppe Schiff wesentlich beteiligt. Trotz ihrer improvisierten Aufstellung waehrend der Kampfhandlungen entlastete sie die Truppe immer wieder fuerlich durch ihre Wendigkeit und Treffsicherheit. Dies war besonders der Tatkraft und den hohen artilleristischen Fähigkeiten des Major Schleich zu verdanken. Ebenso war es besonders sein Verdienst, dass die Zusammenarbeit mit der unterstützenden Schiffartillerie der Zerstörer 34 und 43 reibungslos funktionierte. Ohne diese Unterstützung waere ein 14-tägiges Halten zweifellos nicht moeglich gewesen. Wenn auch

die Zusammenarbeit mit dem ^{Kolbe} Regattenkapitän nicht ganz reibungslos war, so gelang es trotzdem bis zum 16.3. 70 000 Zivilpersonen, unbewaffnete Organisationen und Nichtdeutsche abzutransportieren. Weitere 54 Tausend Wehrmachtangehörige wurden vom 17. bis 18.3. abtransportiert.

Bei Beginn der Belagerung von Kolberg standen dem Festungskommandanten an Truppen etwa 3 300 Mann zur Verfügung, davon im infanteristischen Einsatz 2 200. Die Verluste wurden laufend durch Ausrüstung von unbewaffneten Soldaten sowie durch die Neuzuführung des Batl. Koll ergänzt. So wurden ~~xxx~~ in der Nacht vom 17. zum 18.3. noch etwa 2 000 kämpfende Truppen, davon 1 200 Infanteristen abtransportiert. An schweren Waffen standen bei Beginn der Belagerung zur Verfügung: 8 l.f.H.18, 7 Flak 10,5, 7 Flak 3,7, 1 Flak 2, 820 Schuss schwere ~~rückwärts~~ rückwärts in 16 behelfsmäßig vorbereiteten Feuerstellungen, sowie das ~~l.f.H.~~ l.f.H. 51 (M) und der Panzerzug Hptm. Roehmig. Am 13.3. abends waren noch einsatzbereit: 1 l.f.H.18, 1 Flak 3,7, 2 Flak 2cm, und mittl. Granatwerfer, alle übrigen schweren Waffen wurden unbrauchbar gemacht, ebenso Munition, Treibstoff- und Lebensmittelvorräte. Dem Feind fiel eine völlig niedergebrannte und verwüstete Stadt in die Hände. Der Dom ist eine ausgebrannte und schwer beschädigte Ruine. Saemtliche ~~Personen~~ Personentore und Holzgrabenbrücken sind gesprengt. Der Bahnhof mit Gleisenanlagen ist zerstört, die Verladeeinrichtungen am Hafen fuer lange Zeit unbrauchbar. Dies ist der Gewinn (?), den der Feind mit sehr hohen Blutzehren erkaufte, aber auch der Preis, um den es gelang, 75 000 Menschen dem Reiche zu erhalten.

Institut für Zeitgeschichte

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Bericht eines deutschen Kriegsgefangenen über Russland

Es ist nicht alles Gold, was glänzt, so ist es auch mit dem Kommunismus der Tat. In 3jähriger Kriegsgefangenschaft habe ich das Fata Morgana der Arbeiterideale kennen gelernt und kann jetzt nur mit einer Abscheu und Verachtung an die schrecklichen Zeiten zurückdenken, denen das russische Volk schon 30 Jahre ausgesetzt ist. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man diese Einrichtung als ein teuflisches Machwerk bezeichnet, unter dessen Regime (Botmäßigkeit) Millionen von Menschen langsam aber sicher dahinstarben (verhungern).

Die breiten Massen des Volkes leiden mehr als ein einem anderen Lande der Welt unter den Befehlsausführenden Machtfaktoren. Die Ideologie der marxistischen Freiheitsbewegung wird höhnlich mit Füßen getreten, obwohl die Lehre in der politischen Stunde den Versammelten gut eingehämmert wird.

Ein junger Russe sagte zu mir: Stalin ist kein Russe, sondern Georgier, deswegen haben wir es so schlecht, und er kümmert sich um uns garnicht, hoffentlich gibt es bald Krieg und der Amerikaner kommt. Da werden wir es besser haben. Ein stark verbreitetes Spitzelsystem beherrscht das ganze Volk, so dass einer dem anderen nicht trauen kann. Ein unbedachtes Wort kann mehrere Jahre Zwangsarbeit in Sibirien kosten, welches den sicheren Tod bedeutet. Kaum 10% der Bevölkerung ist in der Partei, jedoch von jedermann gefürchtet. Wenn sich zwei Menschen unterhalten und es kommt ein Parteilenschen des Wegs, warnt einer den anderen durch Vorhalten des Zeigefingers vor den Mund, und eine flüsternde Bemerkung folgt: der ist in der Partei.

Die Löhne sind schlecht, und viele Arbeiter und Arbeiterinnen z.B. Frauen und Mädchen, welche als Maurer, Elektriker, Schweisser oder Mörtelträger in Moskau tätig waren, sagten mir einstimmig, dass sie drei Monate mit ihrem Lohn im Rückstand sind. Da sämtliche Unternehmungen staatlich sind, wird das Volk von Staats wegen zum Stehlen erzogen, sonst müssen sie verhungern. Z.B. bekam ein Schlosser vor der Geldentwertung 900 Rubel den Monat, war aber derselbe in der Partei, so bekam er 1600 Rubel; ein Nachtwächter an irgendeinem Neubau bekam den Monat 150 Rubel, und um einigermaßen menschlich leben zu können, brauchte man den Monat 2000 Rubel. Ein alter Wächter an einem Neubau, der auch nur 150 Rubel bekam, sagte mir: mein Verdienst reicht nicht mal aus, um den Monat über Brot einkaufen zu können. Auf meine Frage, wovon er denn lebt, sagte er: ich muss von dem, was ich bewache (Holz, Zement usw.) nachts was verkaufen. Meistens werden nur Produkte oder Sachwerte im Gegenwert gehandelt.

Ein junger Mann, der 200 Kilometer östlich von Moskau zu Hause war, sagte mir: er wäre schon drei Monate am Arbeiten und habe noch kein Geld bekommen. (Das war im März 1947). Auf meine Frage, warum er nun nach Moskau gekommen ist, aber in der Heimat keine Arbeit hatte, sagte er: Ich habe in der Heimat einen Elektrikerkursus gemacht, nach vier Wochen bekam ich Papiere als Spezialist und wurde sofort nach Moskau dienstverpflichtet. Auf meine Frage, wenn er drei Monate also kein Geld erhalten hat, wovon lebst du denn? Ich bekomme ein Talon (Essmarke) für Mittagessen, da kann er in der Volksküche umsonst essen und abends verkaufe ihn ein Bündel Holz (Brennholz) und kauf mir Brot, und wohnen tut er im Neubau in einem halbfertigen Zimmer mit 20 Mann zusammen. Ferner frage ich: morgen

ist Sonntag, gehst du ins Kino oder zum Tanz: Antwort, dafür braucht man Geld, und wenn ich Geld hätte, würde ich mir ein Stück Brot kaufen. Frage: hast du denn Hunger? Antwort: Hunger habe ich immer. Dass das russische Volk hungert, das stimmt. Man kann sich des Ein-drucks nicht erwehren, dass der russische Staat das Volk durch Hunger in Schach hält oder es erzieht. Das Volk sieht auch so ver-hungert aus wie die heimkehrenden deutschen Kriegsgefangenen. Destrophie (eine Unterernährungskrankheit) ist bei den Russen keine Einzelercheinung! Im Monat Mai und Juni 1947 haben die deutschen Kriegsgefangenen in Briansk noch mehr zu essen bekommen wie die russischen Zivilisten. Wenn der Russe keine Kartoffeln hat, dann muss er sehr oft hungern. Holz ist in Moskau sowie in ganz Russland ein begehrter Artikel, sogar in Briansk, das 2 km vom Urwald entfernt ist. Ich war selbst ca. 8 km tief in diesem Wald und habe Baumstämme, welche im Kriege beschädigt oder durch Sturm entwurzelt waren, am Verfaulen liegen gesehen, aber das Briansker Volk hat kein Brennholz. Erstens wird die Entnahme von Holz durch einen Förster geregelt, und zweitens hat das Volk kein Geld, auch keine Zugtiere, um das Holz hereinzuholen. Wenn ein Auto nach Holz fährt, bleibt es meistens im Schlamm stecken und bringt kaum den Heizwert des verbrauchten Benzins. Ein 76jähriger Wächter an einem Neubau sagte mir: wenn der Arbeiter besser bezahlt wäre, würde der Bau schon längst fertig sein. Aber es gibt viele Männer, die um die Arbeitsstelle einen grossen Bogen machen und betätigen sich als Schwarzhändler oder Partisanen.

Die ganze Ukraine ist von Partisanen durchsetzt, und der Führer soll ein gewisser Ballera sein. Laut Aussagen der Russen haben die Partisanen im August 1947 sechs Sägewerke abgebrannt, und zwar im Brianskgebiet, darunter auch das Sägewerk, wo ich tätig war. Die Partisanen sind sogar so tüchtig, dass sie die russischen Wach-mannschaften im Smolensker Gebiet, welche deutsche Kriegsgefangenen bewachten, entwaffneten, entkleideten und so laufen liessen. Den deutschen Kriegsgefangenen haben die aber nichts getan. Ferner erzählte mir ein junger Russe in Moskau: als er einen Besuch in seiner Heimat in Lemberg im Januar 1947 machte, kam er um 9 Uhr abends in Lemberg an und um 12.00 Uhr nachts war in seinem Elternhause schon eine Partisanenstreife, welche seine Papiere kontrollierten.

Die Arbeitsdienstverpflichtung als eine Massnahme des Krieges war 1947 noch nicht aufgehoben. Unwillkürlich merkt man eine fieber-hafte Aufrüstung, und die Freiheitsbeschränkung geht noch so weit, dass man für eine Bahnfahrt über 50 km eine polizeiliche Erlaubnis braucht, welche uns in den seltensten Fällen gewährt wird. Auf diese Weise werden Zusammenrottungen und dergl. vernütet. Somit lebt der russische Bürger im engsten Kreise seines Vaterlandes, wenn auch im grossrussischen Reich. Zwei seltene Trupps habe ich in Moskau ge-sehen: vorne und hinten ein Doppelposten mit aufgefplantem Bajonett, in der Mitte gingen einige Bürger mit ihren armseligen Habseligkeiten, rechts und links gingen einige Zivilisten, die ein paar Tränen quetschten. Auf meine Frage: was sind das für Leute? Das sind Ver-bannte, die kommen nach Sibirien. Einige Frauen und Mädchen, die am Landwirtschaftsministerium und am Haus der Minister Mörtel getragen haben, fragte ich, als sie auf einem Podest die Mörteltrage ab-setzten und Bosch moig Bosche (Gott mein Gott) ausstiessen, wie lange sie denn diese Arbeit verrichten? Nicht lange, wir waren früher auf einer Kolchose. Frage: warum seid ihr da weggegangen? Hier habt ihr doch weniger zu essen als auf dem Lande. Antwort: in Moskau bekommen wir mehr Brot. Das, was uns auf dienKarten zusteht, bekommen wir, und auf der Kolchose bekommen wir kurz vor der Ernte monatelang kein Brot. Wie kommt das: der Verwalter will sich auch

sehr tüchtig erweisen und liefert sein Soll ab, manchmal auch mehr, und einiges wird auch gegen andere Produkte eingetauscht, und zuletzt fehlt das Brotgetreide. Der Arbeiter ist so eingeschüchtert, dass er den Weg der Beschwerde nicht geht, denn wenn der Werwalter gut für den Staat abgeliefert hat, wird ihm mehr geglaubt, und der Beschwerdeführende wird als Bandit hingestellt, welcher meistens den Weg nach Sibirien antritt. Religion wird in Moskau jetzt geduldet, jedoch nicht erwünscht. Einige Kirchen sind ihren Bestimmungen jetzt zurückgeführt, während noch viele als Speicher oder Kigo ihren Dienst verrichten. Einige Popen (Pfarrer) sollen nach dem Erlass nach Russland aus Amerika zurückgekehrt sein, jedoch von der Miliz schon einige verhaftet. Das Volk ist sehr religiös. Man sieht oft am frühen Morgen, wenn die Russin aus dem Haus kommt: sie verbeugt sich zuerst gegen die Sonne (aufgehende Sonne), bekreuzt sich, nach links und rechts wiederholt sie dasselbe. In der Annahme, dass es sich um Sonnenanbeter handelt, frage ich die Frau, ob sie an Gott glaubt und an Christus. Ja, sagt sie, und holt aus der Tasche ihr Kruzifix, welches schon eine ältere Herkunft verrät.

Potemkinsche Döffer habe ich auch kennen gelernt. Als am 24.7. 1947 in Moskau im Stadion Dynamo ein internationales Spiel ausgetragen wurde, haben die deutschen Kriegsgefangenen am Stadtion ringsherum Asphaltstrassen anlegen müssen. Die Häuser wurden ringsherum mit Kalk angestrichen. Einige Hütten, die zu schlecht aussahen, hat man aus deutschen Fournierbrettern eine Wand gezogen, um die zu verdecken. Inwendig waren einige Häuser schwarz wie eine Schmiede, aber von aussen gekalkt. Strahlend schreibt die Prawda: Jedem Moskauer einen Schrebergarten, und in der Tat ist jeder von den vielen Plätzen, die inner alb der Stadt liegen, mit Kartoffeln und sehr wenig Gemüse bepflanzt. Aber kommt man ein Stück aus Moskau heraus, z.B. in Richtung Smolensk, da gähnt zu beiden Seiten der Bahnstrecke die weite Steppe und wird nur zum Teil durch Wald und einige Dörfer abgelöst. Von der Stadt MOSKAU selbst bin ich sehr enttäuscht. Es ist keine Stadt nach deutschen Begriffen. Die Elendshäuser, die ganz Russland beherrschen, sind auch in Moskau in überwältigter Mehrzahl. Dazwischen Sandgruben, Schuttabladestellen, ein wüstes Durcheinander. In grossen Abständen erhebt sich aus dem Gewirr der Elendsbuden eine 9stöckige Mietskaserne, von aussen noch nicht verputzt, aber schon lange bewohnt. Kommt man im Frühjahr ein paar Meter von der Hauptstrasse ab, so steckt man in tiefem Dreck. Von Lastautos aufgewählter grundloser Boden bedeckt das Strassenbild. Die Hauptstrassen sind asphaltiert und sehr breit und haben dies dem Umstand zu verdanken, dass früher in der Mitte der Strassen ein Rasen mit einer Baumreihe bestand und in der letzten Zeit als Fahrbahn hergerichtet wurde. Am Lenin-Museum bin ich sehr oft vorbeigefahren, von aussen gesehen ein stattlicher Bau. Einmal verirrte sich der Benzinkutscher und fuhr die deutschen Kriegsgefangenen am Kreml vorbei, was jedoch nicht erlaubt war. Trotz des verdeckten Wagens konnte man einiges sehen, jedoch die rote Backsteinmauer, die rund um den Kreml herum ist, hat die Sicht versperrt.

Die Bevölkerung war den deutschen Kriegsgefangenen nicht feindlich gesonnen, sogar auch die Miliz nicht. Am schlimmsten waren die jugendlichen Wachmannschaften, welche von Zeit zu Zeit politisch ~~aufgefrischt~~ aufgefrischt waren. Nach solch einer Auffrischung waren die Bengels garnicht zu leiden. Obwohl in jeder politischen Versammlung betont wurde, dass Ausland keine Rachepropaganda gegen das deutsche Volk mache, wurde aber eine solche in jeder Hinsicht fühlbar. Sogar am Spiel der Kinder konnte man die Einstellung gegen alles Deutsche deutlich sehen. Die deutsche Überlegenheit in geistiger Hinsicht wurde von den Russen, wenn auch mit Widerwillen, respektiert. Kam man in Moskau auf der Charaschowka am Zentralflug-

hafen in die Wohnung eines Generals, bekam man ohne weiteres was zu essen, dann musste der deutsche Landser vor dem Hause Holz spalten, und der General hat aufgepasst, wo sich der russische Posten bewegt. Denn in dieser Beziehung, was den russischen Posten seinen Dienst angeht, ist der General in der Sowjetarmee machtlos. War der deutsche Landser mit dem Holz fertig, so bekam er noch ein paar Kartoffeln und ein Stück Brot mit, und nach ein paar Tagen sollte er wiederkommen. Die Damenwelt in Moskau, welche keine harte Arbeit verrichtet, sondern auf dem Büro als Tipfräulein arbeitet, sieht von weitem garnicht so Übel aus. Sie tragen meistens die in Deutschland abgenommenen Kleidung, sogar Seidenstrümpfe usw. Aus nächster Nähe aber betrachtet, muss man nur den äusseren Schein, welcher trägt, feststellen. Wie oft habe ich im Büro auf ein Schriftstück warten müssen, welches die Stenotypistin anfertigte und musste sogar in dem gestutzten Bubikopf die massenhafte Brut der Bubikopfeinwohner feststellen. Meinen Verdacht bekräftigte noch der Umstand, dass das Fräulein während ihrer Arbeit kräftige Griffe nach allen Körperteilen ausführte, um die Aufdringlinge zu besänftigen. Grosse Tierliebhaber findet man auch in der russischen Intelligenz. Als ich im Sommer 1947 im Briansker Batl. Stab auf eine Bescheinigung wartete, kam eine Frau die Treppe herauf und zog an der Schnur etwas nach. Ich war der Annahme, dass es eine Ziege war, jedoch musste ich meinen Irrtum korrigieren und feststellen, dass es ein Schwein von etwa 20 Pfund war. Da in dem Haus unser Batl. Stab und auch der ganze Baustab mit den Technikern und Ingenieuren vom Panzerwerk untergebracht waren, hat mich das sehr befremdet, dass so ein Borstentier die Rolle eines Haustieres spielt. Nach einem halben Jahr musste nun unser Berliner Maler in dem betreffenden Hause ein Zimmer streichen. Als er abends nach Hause kam, sagte er: Kameraden, heute hab ik aber wat gesehn. Ich war auf der II. Etage am Arbeiten, da hörte ich so ein sonderbares Grunzen. Ik dacht, dat is doch kein Schwein, und richtig, auf der II. Etage im Korridor war eine Bucht für ein Schwein eingerichtet, wo nun dieser Stänker hauste.

Das ist nur ein sehr geringer Bruchteil von meinen Erlebnissen, welche ich der Öffentlichkeit nicht vorenthalten möchte.

Ein Heimkehrer aus russischer
Kriegsgefangenschaft

Mannholz
Litten

Leistung und mittlere Ertragsleistungen
über Russland.

Damit
Stereotypie
in gewisse
Zurückgaben

Es ist nicht alles Gold was glänzt, so ist es auch mit dem
Stereotypie der Tat. In 3 jähriger Ertragsleistungen
sah ich das Foto Morgana der Arbeiterkategorie
Kommunisten, und kann ich mit mir
Abgabe und Zurechnung an die jeweiligen Zeiten
zurückdenken, dass das russische Volk für 30 Jahre
ausgebeutet ist. Es ist nicht zurückgefallen, wenn man
diese Leistung, als ein kühnliches Manöver
bezeichnet, unter dessen Regime (Lohnpolitik)
Millionen von Menschen langsam aber sicher
verhungern, (Ertragsleistungen)
die britische Nation der Welt, leider auch all in
meinem anderen Land der Welt, unter dem Einfluss
autokratischer Machtstrukturen.

Abkommen
23/M. 48

die Ideologie der marktwirtschaftlichen Organisation
nicht gesellschaftlich mit Füßen getreten, aber
die Lage in der politischen Hinsicht, der Wirtschaft
sehr gut eingestrichelt wird.

Ein junger Riese sagt zu mir: Halber ist kein
Riese sondern Geizhals, der immer mehr will, pflanz
und er kümmert sich um mich und garnicht, gesellschaftlich
gibt es bald Krieg und der Amerikaner kommt,
da werden wir besser sein. Ein Marktreformist
spricht sich für das ganze Volk, selbst wenn
er andere nicht mehr kann. Ein unbedarfter

Du bist kann unsere Japan Zwangsarbeit in Tibiria
Küste, nachst den eigenen Teil enthält. Davon
10% der Bevölkerung ist in der Partei, jeder von
jedem manne gezeichnet. Davon sind 2 Millionen unter
fallen, und es kommt ein Parteinussel der Frage,
was ist mit den anderen Dinge vorfallen der
Ertragsleistungen von den Männern, und eine flüchtige
Bemerkung folgt: Es ist in der Partei.

Die Lagen sind pflanz, und viele Arbeiter und
Arbeitern, z. B. Frauen und Mädchen, welche
als Mannes Flektiker, Spanner, oder Marktreformist
in Markkan tätig waren, sagten mir sie sind
das sie 3 Monate mit ihm zusammen im Rückstand
sind, da sämtliche Marktreformist nachfolgend sind

meint das Volk von Maathrasgen zum Noflan gezogen
 fünf-mißen sie erzählten. 3. L. bekam im Fylyp
 vor der Geldentwertung 900 Rubel im Monat, was ein
 Doppel im der Partei, je bekam er 1000 Rubel, ein
 Kaufbräufte an irgend einem Nebenbau bekam
 im Monat 150 Rubel, und ein einigensamer
 unempflif Luhn zu können, brauchte man im
 Monat 2000 Rubel. Ein alter Bräufte an einem
 Nebenbau, der auf nur 150 Rubel bekam, sagte mir,
 Mein Handel geht nicht mal aus, eine im Monat
 unter Brot verkaufen zu können. Auf meine
 Frage warum er denn Luhn, sagte er: Fünfmal von
 dem was ich brauche, (Geh. zusammen in 1.00) mußte
 ich verkaufen. Meinst du auch mir Kreditka
 oder Kaufkraft im gegenwert gefunden.

Ein junger Mann der 200 km östlich von Moskau
 zu Hause war sagte mir: Er wäre schon 3 Monate
 am Arbeiten und habe noch kein Geld bekommen.
 (Das war im März 1947.) Auf meine Frage, warum
 er nicht nach Moskau gekommen ist, ob er in
 der Heimat keinen Arbeit fände, sagte er: Ich habe
 in der Heimat einen Elektrikerberuf gemacht,
 nach 4 Jahren bekam ich Papier als Spezialist,
 und wurde sofort nach Moskau dienstverpflichtet.
 Auf meine Frage: Warum er 3 Monate kein
 Geld erhalten hat, er solle sich die Luhn.

Ich bekam im Talun (Lipnitskaja) für
 Mittagessen da kann er in der Markt kaufen
 ein Paar Äpfel, und abends, verkaufe ich ein
 Bündel Holz (Kornholz) und kauf mir Brot,
 und besuche ich in ein Nebenbau in einem
 gelbrotigen Zimmer mit 20 Mann zusammen
 frage ich: Morgen ist Sonntag, gehst du mit
 Lina oder zum Berg: Antwort dafür brauche
 man Geld und man hat Geld fände, nicht ich
 im Tisch Brot kaufen. Frage: Gehst du denn
 Hunger: Antwort: Hunger habe ich immer.
 Das ist ein Pflanzholz Hunger das Hunger,
 man kann sich das Einmisch ist waschen,
 das ist ein Pflanzholz das Holz ist Hunger
 in Pflanz feld, oder es zieht. Das Holz ist
 auf so Hunger auf was die Pflanzkafas
 den Pflanz Hunger gefangen.

III.

Sappozjia (eine Kukuruzsprüngekrankheit) ist bei den Rüpfen keine Einzelerkrankung. Im Monat Mai und Juni 1947. haben die deutschen Kriegsgefangenen im Briant-Kampf meist zu Essen bekommen nur die russischen Zissilippen. Danach der Rüpfen keine Kartoffeln hat dann meißner sehr oft fringoren. July ist im Moskauer Bereich in ganz Rußland im Lagerort-ortler Artikel, jeder in Briant-K, der 2 Klus vom Novall entfernt ist. Es war sehr ca 8 Klus tief in diesem Wald, und haben Baumstämmen, welche im Krieg beschlagnahmt oder durch die Russen entzündet waren an verschiedenen Lagen gesehen, aber der Briant-Ker Wald hat keine Baumstämme. Später sind die Entwürfe von July durch einen Förster gerichtet, und gerichtet hat der Wald keine Gebirge, auf keinen Zugschritt im der July fringoren. Danach am Auto nach July fährt, bleibt er meißner in Rykonne stehen, und bringt keinen der fringoren der vorbräunliche Beizung. Ein 16-jähriger Arbeiter an einem Mäntel pagel mit, danach der Arbeiter besser bezahlt wurde wurde der Bau schon längst fertig sein. Aber es gibt viele Mäntel die in die Arbeit stellen einen großen Lager machen, und betätigen sich als Rykonn-Förderer oder Partisanen. Die ganze Ukraine ist von Partisanen durchsetzt, und der Fiskus soll ein gewisses Ballast sein. Laut aufgaben der Rüpfen haben die Partisanen im August 1947 6 Tägerwerke abgebrannt, die winter auf der Tägerwerke war ist tätig war. Die Partisanen sind sehr so tüchtig das sie die russischen Truppenaufstellungen im Hof Tschelakow Gebiet, welche deutsche Kriegsgefangenen beschaffen, unterhalten, anklagen, und verkaufen können. Die deutschen Kriegsgefangenen haben die aber nicht getan. Freund erzählte mir in jüngster Rüpfen im Moskauer; Als er einen Besuch in einem Zinmal in Lemberg im Januar 1947 machte kam er um 9 Uhr abends in Lemberg ein, und um 12 Uhr Nacht war in seinem Elternhaus für eine Partisanenstraße, welche seine Kuginen kontrollierten.

im Briant-Ker Gebiet

Die Arbeitsdienstverpflichtung als eine
Maßnahme der Kriegszeit 1947 wird nicht
aufgehoben. Unersichtlich ist es nicht mehr eine
fiskalische Durchführung, und die Freiheitskämpfer-
schaft geht nicht zurück, das man für eine
Kampfsache über 50 Jahre eine gelegentliche
Fehlentscheidung braucht, welche nur in den
schwersten Fällen gerechtfertigt sind. Auf diese
Dinge werden zu verschiedenen Gelegenheiten
aufgefordert. Denn es hat das russische Volk in
unserem Bereich seinen Vaterland, warum
auch in ganz russischen Teil. 2. Teil
Freigeist habe ich in Moskau gesehen:
Nur ein fünfzig Jahre alter Mann
mit einer sehr langen Haartracht, in der Mitte
gingen einige Bürger mit ihren demagogischen
Fehlentscheidungen, nicht mehr leicht gingen
einige Zirkel, die eine ganz freie
Kreatur; Auf meine Frage: Was sind
das für Leute? Das sind Barbaren, die
kommen aus Sibirien. Einige Frauen
und Mädchen die eine Landratspräsidentin
und ein Haus der Minister Wörtel getragen
haben, fragte ich sie auf ihrem Kopf die
Wörterfrage abfragen, und: Was ist mein Kopf
(Gott mein Gott) aufpassen. Die Menge die
in diese Arbeit vorfragen! Nicht lange, wir
waren früher auf einer sehr großen Frage: warum
sind ihr die Verhaftungen? für falls ihr das weniger
zu offen sein auf diese Weise. Antwort.
In Moskau bekommen wir mehr Lohn,
das hat mich auf die Karten zu fast bekommen
nur wir, und auf der Straße bekommen
wir wenig von der ersten Monatslohn
kein Lohn. Die Antwort ist: Der Norweger
wird 1/2 auf sehr häufig vorfragen und liefert
jeweils voll ab menschlich auf mich, und
mindestens auf gegen andere Produkte

2.

eingekauft, und zuletzt fast das Brot
brachte. Der Arbeiter ist so eingekauft, das er
den Tag der Vorbereitung nicht geht, dann wenn
der Arbeiter gut für den Staat abgesehen
hat, wird ihm mehr zugewandt, und der be-
sprechende wird als Landwirt eingekauft,
während man für den Tag nach Sibirien
entritt. Religion wird in Moskau sehr geübt,
das jeder nicht vernachlässigt. Einige Kirchen sind
ihnen hergestellt worden sehr zierlich, während
man viele als Synagogen oder eine ihrer Kirchen
verwendet. Einige Pläne (Pläne) sollen nach
dem Erfolg nach Russland mit Amerika zurück
gekauft sein, jeder von der Militär ihren eigenen
verkauft. Das Volk ist sehr religiös. Man sieht
oft am frühen Morgen wenn die Pflanz und
am Abend kommt: Sie vorbeigt sich zuerst
gegen die Tanne (aufgehende Tanne) vorbeigt
sich, nach links und rechts wiederholt sie das gleiche.
In der Umgebung der sie im Tannensamen
fand, fragt sie die Frau, ob sie an Gott glaubt
und an Heiligtum. Ja sagt sie, und geht mit der
Folge ihr Heiligem, während sie ihre ältere
Herkunft erzählt. Bekanntlich dieser Fall ist
auf Kammergut. Am 24 Juli 1947 im
Moskau im Stadion Dynamo ein Inter-
nationaler Spiel mitgetragen wurde, haben
die deutschen Kriegsgefangenen am Stadion
eingespart. Als Fallproben anlegen müssen.
Die Häuser werden ringsum mit Trakt
angestrichen. Einige hatten die zu schlaf
entlassen, hat man auch deutsche
Familien hatten eine Hand gezogen in
die zu verkaufen. Inzwischen haben einige
Häuser gekauft, eine Tanne, aber man
dafür gekauft.

Knechtel pferdet die Kravada: (Krauspil): Jedem
 Mot kann man einen Vorkriegsgarten, und in der Tat
 ist jeder von dem seinen Klagen die inwendig
 der Nacht liegen mit derlockfaden und sehr wenig
 Gammeln bepflanzt. Also kommt man in Wirk-
 lichkeit Motkan gewahrt z. B. in Richtung Terebentke
 da geht zu beiden Seiten der Hauptstraßen
 die rechte Straße, und sind mit zum Teil durch
 Wald und einige dieser abgelaßt. Wenn der
 Wald fällt Motkan fällt hier ist sehr unklar
 Es ist keine Nacht nach demselben Begriffen.
 Die Straßensänger die ganz Rußland besorgen
 sind auf in Motkan in überauslicher Mäße-
 zahl. Abzweigen Baumgärten, Vorkriegsblattpollen
 in reißer diefermaunder. In großen Ab-
 ständen wohnt sich mit dem Gange der Straß-
 linden eine 9 hübsche Markt Kapellen, von
 denen man nicht weiß, aber schon lange
 besetzt. Kommt man von in Frühjahr in
 ganz Motkan von der Hauptstraßen ab, so steht
 man in tiefen Nacht. Man kann sich aufge-
 richter Grundlos werden durch das Knecht-
 bild. Die Hauptstraßen sind abfallend und sehr
 breit, und haben den Ursprung zu verdanken,
 der früher in der Mitte der Straßen in
 Straßen mit einem kleinen Hofe bestand, und
 in der letzten Zeit als Fabeln fertiggestellt wurde.
 Eine kleine Mispeln hier ist sehr oft vorhan-
 gen, von denen gesehen in holländischer Zeit.
 Einmal war ich in der kleinen Knecht, und
 sehr die demselben Knechtzafangenen am
 Brande vorbei, was jeder nicht wußte
 west. Frey der verdankten Tagung konnte man
 einiges sehen, jedoch die rote Lichtstimmungen
 die sind in dem Bereich für eine ist fast
 die Zeit verpasst.

Institut

VU.

Die Bevölkerung war den deutschen Kriegsgewinn-
 fangern nicht feindlich gesonnen, sogar auf die
 Weisung hin. Dem pflichterfüllen waren die jugend-
 lichen Mannschaften, welche von Zeit zu
 Zeit zulässig aufgeschrieben waren. Nach jeder seiner
 Aufschreibung waren die Leute geneigt zu laiden.
 Obwohl in jeder zulässigen Zusammenkunft be-
 trachtet wurde, das Reichland keinen Aufstand
 gegen die deutsche Volk zu führen, sondern
 der eine Seite in jeder Hinsicht spürbar.

Trotz dem Dzial der Kinder konnte man die
 Einwirkung gegen alle deutsche Dämonen sehen.
 Die deutsche Überlegenheit in jeder Hinsicht
 wurde von den Deutschen auch auf die mit ihnen
 verbundenen Beziehungen. Denn man in der Kon-
 trolle der Handwerker am Zentralplatz in
 die Dämpfung nicht geneigt, bekam man
 ohne weiteres recht zu sehen, denn müssen
 der deutsche Handel vor dem Haupt Holz stellen
 und der General hat aufgegeben was sich der
 deutschen Klassen bezieht. Denn in dieser Beziehung
 war die deutsche Klassen seinen Vorrat ab-
 geht, ist der General in der Dämpfung
 Maßstab. Nach der deutsche Handel mit dem
 Holz fertig, so bekam er nach ein paar Wochen
 fahr und in Stück Brot mit, und nach ein
 paar Tagen sollte er wieder kommen.

Die Dämpfung im Brotkan, welche keine
 feste Arbeit ermöglicht, sondern auf dem Dünkel
 als Dämpfung arbeitet, sieht von weitem
 geneigt so viel aus. Die Dämpfung muss die
 im Reichland allgemeinere Dämpfung, sogar
 Dämpfung in 1.00. Auf nächster Seite aber
 betrachtet, muss man mit der Dämpfung
 welche Dämpfung, fast stellen. Die oft sehr ist

eine Lärwin auf ein Verpfändstück vor dem einfluss
 nachfol die Kuratzißnen einfarbigte, und müßte
 wogor in dem gupfzigen heilichkeit die Wraffenhafte
 demit der heilichkeit einwogor fupfhalten. Mein
 Wurdacht bekraftigte noch der Wraffenhaft das das
 Fräulein wäpurd ihre Arbeit kräftige Griffe
 noch allem Wogor teilan aufzufete, und die
 Aufbringlinge zu bekräftigen. Große Lieb-
 faher findet man auf in der heilichkeit der
 heilichkeit. Als ich im Januar 1947 im Lärwin-
 hall. Hab auf eine heilichkeit voratete, kam
 eine Frau die Wogor fwanf, und zog an der
 Wogor abot noch. Ich war der Wogor, das
 eine Zinge war, jedoch müßte ich meinem Wogor
 eine Korrigieren und müßte fupfhalten, das
 ob ein Wogor von etwa 20 Pfund war.
 Da in dem heilichkeit in der hall. Hab und auf
 der ganzen heilichkeit mit dem heilichkeit und
 Fugionären von Kanzenwerk untergebracht
 waren, sah mich der heilichkeit, das so in
 heilichkeit die Rolle eines heilichkeit Spiel.
 Nach 2 1/2 Jahre müßte eine in der heilichkeit Wogor
 in dem heilichkeit heilichkeit in Zimmer fwanf.
 Als er abot noch heilichkeit kam, sagte er: Wogor-
 wogor, fante sah ich aber noch gegen. Ich war
 auf der II. Etage am arbeiten, da fante ich so ein
 funderbaot Grängen. Ich sah, das es doch kein
 Wogor, und richtig, auf der II. Etage im Korridor
 war eine heilichkeit für ein Wogor eingerichtet,
 wo eine dieser Wogor fante.
 Das ist mir ein sehr geringes heilichkeit von mein
 heilichkeit, nachfol ich der heilichkeit nicht
 vorantfalten müßte.

Ein heilichkeit auf mich Wogor -
 gefangen fwanf

Institut

Institut für Zeitgeschichte – Archiv



Institut für Zeitgeschichte - Archiv